

Exklusiv: Interview mit der neuen AfD-Chefin Alice Weidel

DIE WELTWOCHEN

Nummer 17 – 27. April 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Rüdiger
Safranski
Alles über Goethe

ENERGIEWENDE

Doris Leuthards milliardenteure Öko-Planwirtschaft

HILFSWERKE

Annemarie Huber-Hotz
und der Zuger Asylfilz

WAHLEN

Warum die SVP
verliert

AUSLÄNDER

Wirtschaft
umgeht
Kontingente

LEGENDEN

Kurt Zimmermann
über Bill O'Reilly

LEBEN HEUTE

Freundschaften
in Hollywood

FRANKREICH

Mensch
Macron



4 194407 006904
17



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Ascona

Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel

Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern

Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz

Chronometrie Stäubli, Promenade 71

Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano

Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern

Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz

Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,
Bahnhofstrasse 15

Zug

Lohri, Neugasse 9

Zürich

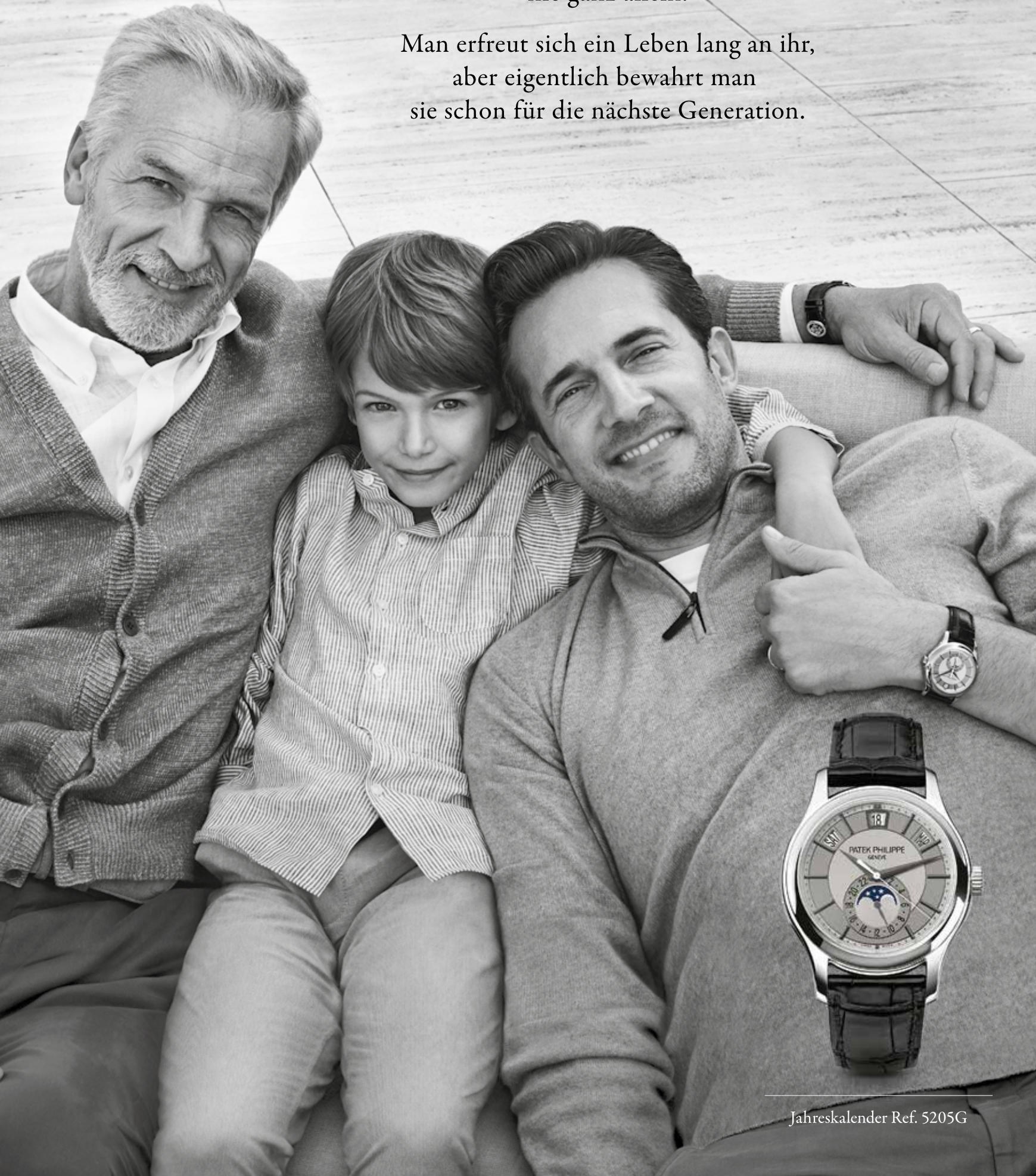
Patek Philippe Boutique at Beyer,
Bahnhofstrasse 31

Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Neu
Lokale Getränke
an Bord inbe-
griffen



Fr.
1000.-
Rabatt pro
Person

Mekong-Flussreise von Kambodscha nach Vietnam

Reisedaten 2017/2018

Route 1, Siem Reap–Ho-Chi-Minh-City,
26.12.17–09.01.18, 23.01.18–06.02.18

Route 2, Ho-Chi-Minh-City–Siem Reap,
08.11.17–22.11.17, 31.01.18–14.02.18,
14.02.18–28.02.18

Preise pro Person	Fr.
-------------------	-----

Kabinentyp	Katalogpreis	Sofortpreis
Hauptdeck		
Doppel, Superior, Balkon	6945.-	5945.-
Oberdeck		
Doppel, Deluxe, Balkon	7445.-	6445.-

Sofort-Preis mit beschränkter Verfügbarkeit

Zuschläge	Fr.
• Reise 26.12.17	400.-
• Alleinbenützung Doppelkabine	auf Anfrage
• Visum Kambodscha und Vietnam	250.-
• Flüge in Business Class	auf Anfrage

5 Sterne Boutique-Schiff
Mystisches Angkor Wat
Alle Ausflüge gemäss Programm
inbegriffen

Der Mekong ist einer der spektakulärsten und faszinierendsten Flüsse der Welt. Diese Flussreise führt Sie vom weltberühmten Angkor Wat vorbei an Kambodschas Hauptstadt Phnom Penh bis zu den schwimmenden Märkten Vietnams.

Ihr Reiseprogramm

Siem Reap–Ho-Chi-Minh-City – Route 1

Tag 1 Schweiz–Siem Reap. Flug nach Siem Reap via Bangkok.

Tag 2 Siem Reap. Ankunft in Siem Reap. Nachmittags Besichtigung von Angkor Thom und Bayon. Hotelübernachtung (A).

Tag 3 Siem Reap. Erkundung der Tempelanlage Angkor Wat. Hotelübernachtung (FM).

Tag 4 Siem Reap. Ausflug zum Phnom Kulen. Hotelübernachtung (FMA).

Tag 5 Transfer zur Jayavarman (FA).

Tag 6 Kampong Chhnang. Fahrt über den riesigen Tonle Sap See bis nach Kampong Chhnang (FMA).

Tag 7 Kampong Cham. Flussfahrt zum heiligen Tempelhügel von Wat Hancheay (FMA).

Tag 8 Phnom Penh. Besichtigung der Hauptstadt Kambodschas (FMA).

Tag 9 Tag an Bord – Grenzübergang.

Tag 10 Chau Doc. Besichtigung der Stadt (FMA).

Tag 11 Cai Be. Besuch des schwimmenden Marktes (FMA).

Tag 12 My Tho–Ho-Chi-Minh-City. Transfer zum Hotel. Am Nachmittag Stadtrundfahrt. Hotelübernachtung (FA).

Tag 13 Ho-Chi-Minh-City. Ausflug zu den Tunneln von Cu Chi. Hotelübernachtung (FM).

Tag 14 Ho-Chi-Minh-City–Bangkok. Transfer zum Flughafen und Rückreise via Bangkok (F).

Tag 15 Bangkok–Zürich.

Ho-Chi-Minh-City–Siem Reap – Route 2

Reise in umgekehrter Richtung. Details auf Anfrage.

Zur Zeit sind keine Impfungen vorgeschrieben. Eine Malaria prophylaxe wird empfohlen.

Navigations Umstände können Änderungen im Reiseprogramm zur Folge haben.

Bei Niedrigwasser erfolgt die Ein- bzw. Ausschiffung mit leicht abgeändertem Programm in Kampong Cham. Die Flussfahrt über den Tonle Sap See entfällt.

Unsere Leistungen

- Flüge mit Thai Airways Zürich–Siem Reap, Ho-Chi-Minh-City–Zürich via Bangkok oder v.v.
- Transfers gemäss Programm
- 3 Übernachtungen im Erstklass-Hotel in Siem Reap
- Flussreise mit Vollpension an Bord
- 2 Übernachtungen im Erstklass-Hotel in Ho-Chi-Minh-City
- Alle Mahlzeiten laut Programm (F=Frühstück, M=Mittagessen, A=Abendessen)
- Lokale Getränke an Bord (Softdrinks, Bier)
- Alle Ausflüge gemäss Programm mit lokalen deutschsprachigen Reiseführern
- Erfahrene Mittelthurgau-Reiseleitung ab 20 Gästen

Nicht inbegriffen

- Auftragspauschale pro Person Fr. 20.- (entfällt bei Buchung über www.mittelthurgau.ch)
- Persönliche Auslagen, Getränke, Trinkgelder
- Kombinierte Annullationskosten- und Extrarückreiseversicherung auf Anfrage

Was Sie noch wissen müssen

Schweizer Bürger benötigen einen gültigen Reisepass, der noch mind. 6 Monate über das Rückreisedatum hinaus gültig sein muss, sowie Visa für Vietnam und Kambodscha.

Die Jayavarman ist aus rechtlichen Gründen mit «Mekong Explorer» beschriftet.

Internet Buchungscode

www.mittelthurgau.ch fjasie1/fjasai1

Die Jayavarman***** verbindet den Komfort moderner Flussschiffe mit französisch-kolonialen und asiatischen Stilelementen. Oberdeck mit Deluxe-Kabinen 24 m², Hauptdeck mit Superior-Kabinen 21 m², alle mit priv. Balkon, Dusche/WC. Ein elegantes Restaurant, die Lounge/Bar, eine Bibliothek sowie der Apsara-Spa versprechen entspannte Stunden an Bord.

Willkommen an Bord!

Gratis-Buchungstelefon Online buchen
0800 86 26 85 · www.mittelthurgau.ch

reisebüro
mittelthurgau
Die Schiffsreisenmacher



Jetzt bestellen: Katalog
«Flussreisen 2017!»



Die beiden Alex haben sich schon in zahllosen Recherchen, Interviews und Reportagen mit den komplexen Themen Stromversorgung und Energiewende befasst. Während sich der Naturwissenschaftler Alex Reichmuth vor allem auf technische Fragen konzentrierte, besuchte Reporter Alex Baur Solaranlagen, Wasserkraft- und Atomkraftwerke in der halben Welt, um sich möglichst vor Ort ein Bild zu machen. Zweimal – einmal offiziell, einmal inoffiziell – berichtete Baur aus der Sperrzone von Fukushima. Beide Alex sind skeptisch gegenüber der Energiewende, über die am 21. Mai abgestimmt wird. Das hinderte sie aber nicht daran, ihre eigenen Positionen noch einmal sorgfältig zu hinterfragen und die Vorlage in der Titelgeschichte aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. In diesem Paket darf natürlich auch die Gegenstimme nicht fehlen: Regula Rytz, Präsidentin der Grünen, liefert ein fulminantes Plädoyer für die Energiewende. Eher überraschend auf der Seite der Gegner steht dafür FDP-Nationalrat Kurt Fluri, bekannt als kritischer *Weltwoche*-Leser. Auch mit ihm haben wir uns mit Gewinn unterhalten. **Seite 16–21**

Vor zwei Jahren machte Annemarie Huber-Hotz Schlagzeilen: Die Präsidentin des Schweizerischen Roten Kreuzes und ehemalige Bundeskanzlerin forderte via *Schweizer Illustrierte*, wir sollten «weitere 80 000 Flüchtlinge» aufnehmen. Was die Öffentlichkeit nicht erfuhr und nicht erfahren sollte, recherchierte Inlandchef Philipp Gut: Hinter den Kulissen bot die Familienfirma Hotz Obermühle AG zur selben Zeit dem Gemeinderat von Baar und der Zuger Regierung an, auf ihrem Gelände ein Asylheim zu bauen. Die Gebäude würden von einer Firma geliefert, die ebenfalls von der Familie Hotz kontrolliert wird. Die Mieteinnahmen bei einer Vertragszeit von fünfzehn Jahren betragen stolze 6,75 Millionen Franken. Wo endet die Solidarität, und wo beginnt der Eigennutz? **Seite 28**

Mitten in der Siegesfeier nach dem ersten Wahlgang äusserte Emmanuel Macron, 39, die neue Lichtfigur Frankreichs, Bewegendes: «Ohne sie wäre ich nicht ich.» Gerichtet waren die Worte an seine Frau Brigitte, 63, die neben der Bühne strahlte. Die beiden seien ein unzertrennliches Paar, mit der Mission, gemeinsam Frankreich von Grund auf zu verändern, schreibt Biografin Caroline Derrien («Les Macrons»). Exklusiv für die *Weltwoche* schildert sie die Magie des Power-Paares. Über vierzig Bekannte und Weggefährten der Macrons hat Derrien getroffen. Auch Ehefrau Brigitte persönlich. Diese weist die Kritik zurück, sie halte insgeheim die Zügel in der



«Ohne sie wäre ich nicht ich»: Ehepaar Macron.

Hand. «Emmanuel lässt sich von niemandem beeinflussen. Nicht einmal von mir.» **Seite 38**

Ihre Lebenspartnerin ist Schweizerin, sie lebt in Sichtweite der Schweizer Bodenseeküste, sie lobt das Schweizer System – es war quasi selbstverständlich, dass Alice Weidels erste Reise nach ihrer Wahl zur Spitzenkandidatin der Alternative für Deutschland in die Schweiz führen würde. Kein Zufall war es auch, dass sie nun ihr erstes Interview dem *Weltwoche*-Redaktor Wolfgang Koydl gab. Schliesslich hatte die *Weltwoche* ihren Lesern die studierte Ökonomin bereits zu einem Zeitpunkt vorgestellt (Nr. 42/2016), als ihr Name nur wenigen Eingeweihten ein Begriff war. **Seite 44**

TOSKANA

Spezialangebot
Eine Woche inklusive Halbpension ab 370 EUR pro Person im Doppelzimmer. Wir bieten neun Doppelzimmer mit allem Komfort, Bad/Dusche, Telefon, TV, Minibar sowie organisierte Ausflüge mit Kleinbus. Kinder bis fünf Jahre 30 EUR pro Tag, ab sechs Jahren 40 EUR pro Tag. Weitere Informationen: **Casa Mazzoni**
Tel.: +39 05 64 56 74 88 • E-Mail: info@casamazzoni.it • www.casamazzoni.it
Wir sprechen Deutsch!

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay
Bildredaktion: Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Venezianische Odyssee im KKL Luzern

Rondò Veneziano

Mit der Verbindung von klassischer Musik und Poppigen-Elementen hat Rondò Veneziano vor mehr als dreissig Jahren Musikgeschichte geschrieben. Erleben Sie das weltberühmte italienische Ensemble live im Kultur- und Kongresszentrum Luzern!

Gian Piero Reverberi ist der Maestro von Rondò Veneziano. Reverberi wurde 1939 in Genua geboren, genoss schon als Kind klassischen Klavierunterricht und absolvierte später das Musikstudium am Konservatorium Nicolò Paganini. Aus Liebe zum venezianischen Barock gründete er 1979 sein eigenes Orchester. Mit eingängigen Kompositionen wollte er die Musik des 18. Jahrhunderts sowie Motive der italienischen Folklore einem breiteren Publikum zugänglich machen.

Das ursprünglich als Kammerorchester konzipierte klassische Ensemble ergänzte Reverberi um E-Bass und Schlagzeug. So entstand der typische Stil von Rondò Veneziano,

der eine weltweite Welle der Begeisterung auslöste. Werke wie «La Serenissima» oder «Odisea Veneziana» stürmten die Charts, in zahlreichen Ländern erreichten die 28 Alben Gold- und Platinstatus – insgesamt 25 Millionen Tonträger wurden bisher verkauft.

Auf der ganzen Welt tritt das gefeierte Orchester unter der Leitung seines Gründers, Komponisten und Pianisten Gian Piero Reverberi in namhaften Theater- und Konzertsälen auf. Die neun Solisten, gewandet in authentische Kostüme und Perücke des 18. Jahrhunderts, werden begleitet von zwanzig Musikern in schwarzer Abendgarderobe – ein grossartiges Klangerlebnis, das Sie nicht verpassen sollten!

Platin-Club-Spezialangebot

«Odisea Veneziana»
Live-Konzert von Rondò Veneziano

Datum:
Sonntag, 11. Juni 2017, 18.30 Uhr

Veranstaltungsort:
KKL Luzern, Konzertsaal

Preise:

- Kat. I Fr. 118.– (statt Fr. 138.–)
- Kat. II Fr. 109.– (statt Fr. 128.–)
- Kat. III Fr. 101.– (statt Fr. 118.–)
- Kat. IV Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)

Buchung:
Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder online mit dem Promotionscode «Platin-Club» unter www.obrassoconcerts.ch.

Bedingungen:
Gültiges Abonnement der Weltwoche.
Das Angebot ist nicht kumulierbar. Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80

Veranstalter:
Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Ironie

Eine Ehrenrettung.
Von Roger Köppel

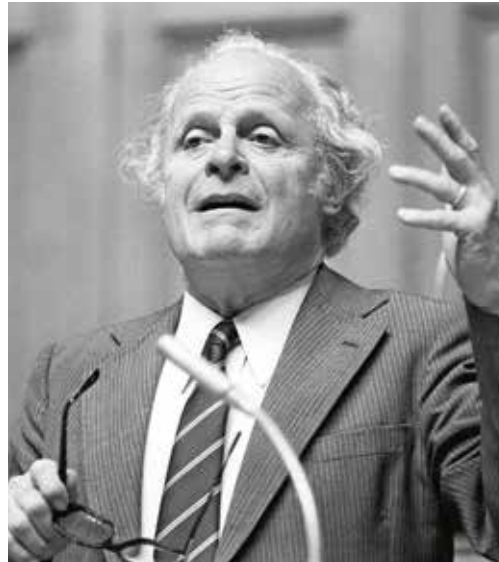
Ironie hat derzeit keine gute Presse. Der Ironiker gilt typischerweise als verantwortungsloser Schwätzer, als einer, der nichts ernst nimmt, alles belächelt, sich selber versteckt hinter einer Haltung angeblich humorvoller Überlegenheit, die am Ende aber nur die Weigerung oder Unfähigkeit ist, Stellung zu beziehen. Ironie, so beschreibt sie ein Kollege, sei die «Feigheit der Intellektuellen». Eine deutsche Band bezeichnete Ironie kürzlich als «Volkskrankheit».

Das hat sicher etwas. Ironie als Pose kann ermüden. Die neunziger und frühen 2000er Jahre waren ein ironisches Jahrzehnt. Es herrschte intellektuelle Partystimmung. Ironische Politiker von Bill Clinton bis Gerhard Schröder setzten, surfend zwischen links und rechts, den Ton. Auch die Schweiz – «La Suisse n'existe pas» – wurde ins Säurebad der Ironie gestürzt. FDP-Präsident Franz Steinegger wollte den Freisinn ironisch zur «neuen Linken» formen. Die deutsche FDP trat mit einem «Spasmobil» zum Wahlkampf an. Ironisch in den Untergang.

Wagen wir trotzdem eine Ehrenrettung. Ich orientiere mich am amerikanischen Philosophen Richard Rorty (1931–2007), den ich bereits vor Ostern kurz vorstellte. Rorty prägte den Begriff des «liberalen Ironikers». Er meinte damit nicht Menschen, die sich über alles lustig machen. Er hielt kein Plädoyer für fröhliche Beliebigkeit. Rorty definierte den Ironiker als jemand, der aus guten Gründen den Anspruch aufgegeben hat, «die Wahrheit» zu besitzen. Unter «Wahrheit» in diesem Sinn verstand Rorty Aussagen, die «objektiv» wahr sind, unabhängig vom Standpunkt des Betrachters. Rorty behauptete nicht, es gebe keine solchen Wahrheiten, aber er argumentierte, sie seien für den Menschen unerreichbar.

Ich teile Rortys Auffassung. Auch ich würde mich als «liberalen Ironiker» bezeichnen. Es ist Unsinn, wenn einer behauptet, er habe «die Wahrheit» auf seiner Seite. Das ist im harmlosen Fall lächerlich, in der Politik mitunter gefährlich. Was wir als Wahrheit bezeichnen, ist ausschliesslich das Ergebnis von Auseinandersetzungen und Kämpfen, an deren Ende wir uns nach bestimmten Regeln darauf geeinigt haben, etwas bis auf weiteres für wahr zu halten. Jede dieser relativen Wahrheiten kann schon morgen durch eine neue relative Wahrheit ersetzt werden. Wahrheiten werden nicht entdeckt, sie werden von Menschen sprachlich gemacht.

Der Ironiker lebt folglich immer unter dem Schatten des Zweifels. Er kann nie sicher sein, dass er richtigliegt. Leute, die vorgeben, im Namen Gottes, der Vernunft, der Wahrheit oder der Menschheit zu sprechen, haben diesen Zweifel betäubt, indem sie sich auf höhere Instanzen berufen. Der liberale Ironiker vertraut nicht auf übergeordnete Mächte, an die



Legendärer Ironiker: FDP-Naturgewalt Fischer.

er sich anlehnt, er muss die Verantwortung für seine Positionen selber tragen. Ironiker setzen auf möglichst offene Diskussionen. Ihre Staatsform ist die Demokratie.

Es gibt aber auch Leute, die sich mit höheren Instanzen panzern. Ich nenne sie Ideologen, Fanatiker. Ideologen sind beispielsweise der Meinung, sie hätten «das Wesen der Menschen», «die Gesetze der Geschichte» oder «die Essenz der Wirklichkeit» durchschaut. Sie ziehen sich die Grossbegriffe wie Rüstungen an, um andere einzuschüchtern. Als Erleuch-

tete, die sich im Besitz der Wahrheit wähnen, wollen sie nicht mehr diskutieren, sie wollen befehlen. «Wer Menschheit sagt, will betrügen», lautet ein kluger Satz. Das stimmt. Was Menschen sagen und erzählen, ist immer nur relativ wahr, Ausdruck einer beschränkten Sicht.

Nun aber zu einem heiklen Punkt: Wenn meine Überzeugungen nur relativ und Ausdruck meiner eigenen beschränkten Sicht sind, lohnt es sich dann überhaupt, sich mutig für sie einzusetzen? Zugespitzt: Müssen nicht auch die Ironiker spätestens dann zu Ideologen oder gar zu Fanatikern werden, wenn es darum geht, jene Grundwerte und Institutionen zu verteidigen, dank denen sie überhaupt demokratische Ironiker sein können? Solche Fragen sind öfters zu hören, vor allem seit islamistische Terroristen westliche Staaten angreifen. Politiker fordern, dass wir «unsere Grundwerte» entschiedener verteidigen sollen.

Dagegen ist nichts einzuwenden, solange «entschiedener verteidigen» nicht darauf hinausläuft, dass wir das, was wir als unsere Grundwerte bezeichnen, sozusagen unironisch betonieren, zum Dogma versteinern. Als liberaler Ironiker bin ich dafür, dass strafbare Handlungen konsequent verfolgt und bestraft werden. Aber ebenso entschieden bin ich dagegen, dass man anfängt, unliebsame Meinungen unter Strafe zu stellen.

Selbst angesichts von Bedrohungen sollten wir auf keinen Fall unsere Freiheit einschränken, alles immer wieder in Frage stellen zu dürfen. Ich sage das nicht, weil ich davon überzeugt wäre, eine objektive Wahrheit zu verkünden, sondern weil ich überzeugt bin, dass der Schaden, den eine solche Selbstbescheidung verursachen würde, grösser ist als der Nutzen, den sie brächte.

Und ja, selbstverständlich können Menschen furchtlos für Werte und Institutionen kämpfen, auf die sie sich selber geeinigt haben. Der berühmte liberale Ökonom Joseph Schumpeter (1883–1950) formulierte: «Die Einsicht, dass die Geltung der eigenen Überzeugungen nur relativ ist, und dennoch unerschrocken für sie einzustehen, unterscheidet den zivilisierten Menschen vom Barbaren.» Der legendäre Schweizer FDP-Nationalrat und Direktor des Gewerbeverbands Otto Fischer (1915–1993) drückte es so aus: «Wenn ich zu 51 Prozent von einer Sache überzeugt bin, setze ich mich zu 100 Prozent dafür ein.»

Unsere höchsten Hoffnungen und Ziele werden nicht weniger erstrebenswert, nur weil sie uns nicht von angeblich übergeordneten Instanzen eingeflüstert wurden. Aber ist nicht genau dies ironische Schwäche, Beliebigkeit, Wischiwaschi? Keineswegs. Ironiker sind stärker als Ideologen, weil sie keinen höheren Beistand brauchen, um für ihre Überzeugungen einzustehen.

SCHMERZEN
AUFGRUND DER
KNIETPROTHESE

Öffentlicher Informationsabend
Donnerstag, 4. Mai 2017, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Metropol in Zürich statt.
Anmeldung erforderlich. Weitere Informationen
finden Sie auf www.pyramide.ch.

Bis zu 84% Rabatt!

Jetzt Probe lesen, sparen und gewinnen!

- 1. Preis 1 x Masterpiece Chrono Skeleton im Wert von Fr. 7500.-
 - 2. und 3. Preis je eine Aikon Lady im Wert von Fr. 1900.-
 - 4. und 5. Preis je eine Pontos Day Date im Wert von Fr. 1850.-
- Wir wünschen Ihnen viel Glück!



Grosser Wettbewerb
Gesamtwert von **Fr. 15 000.-**
für nur **Fr. 20.-**
MAURICE LACROIX
Manufacture Horlogère Suisse

www.abo24.ch

53% sparen

Talentierte Fotoreporter im Dienste aussergewöhnlicher Bilder. 2 Ausgaben für nur Fr. 15.- statt Fr. 32.-*

48% sparen

Wissen, was wichtig ist. 10 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 48.-*

41% sparen

Das führende Magazin für Bio- und Naturgarten. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.- statt Fr. 25.50*

72% sparen

Blick – der Blick der Schweiz. 50 Ausgaben für nur Fr. 35.- statt Fr. 125.-*

50% sparen

SonntagsBlick – Keiner bringt's wie wir. 13 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 50.70*

46% sparen

Unterhaltsam, spannend und nützlich. 12 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 46.80*

28% sparen

Der intelligente Freizeit-Spass mit sensationellen Preisen. 8 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 28.-*

53% sparen

Für Ihren Umbau nach Plan. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 42.50*

26% sparen

Grösste unabhängige Kochzeitschrift der Schweiz: Raffiniert, einfach & schnell. 5 Ausgaben für nur Fr. 29.- statt Fr. 39.-*

47% sparen

Die grösste Schweizer Fachzeitschrift rund um Computer, Smartphone & Co. 6+1 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 38.-*

58% sparen

Schweizer Magazin für Wohnen, Architektur und Design. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 47.50*

50% sparen

Lesen, was mich bewegt. 6 Ausgaben für nur Fr. 19.90 statt Fr. 40.20*

55% sparen

Das aktuellste wöchentliche TV-Magazin der Schweiz. 10 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 45.-*

55% sparen

Wander- und Freizeittipps für die ganze Familie. 3 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 44.40*

50% sparen

Die grosse Reisefreiheit. 5 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 40.-*

58% sparen

Die grösste Familien- und People-Zeitschrift der Schweiz. 10 Ausgaben + 2 x Style für nur Fr. 25.- statt Fr. 60.80*

37% sparen

Das Magazin über das gute Leben auf dem Land. 3 Ausgaben für nur Fr. 15.- statt Fr. 24.-*

44% sparen

Das grösste Fashion- & Celebrity-Magazin der Schweiz. 6 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 35.40*

57% sparen

Relevante News und intelligente Unterhaltung. 10 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 47.-*

84% sparen

Die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz. 30 Ausgaben für nur Fr. 20.- statt Fr. 123.50*

58% sparen

Mehr Lesespass für die ganze Familie. 12 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 60.-*

41% sparen

Die unbequeme Stimme der Vernunft. 5 Ausgaben für nur Fr. 25.- statt Fr. 42.50*

33% sparen

Das Magazin für Menschen mit Lebenserfahrung. 5 Ausgaben für nur Fr. 30.- statt Fr. 30.-*

40% sparen

Das Magazin für ein genussvolles Leben. 12 Ausgaben für nur Fr. 50.- statt Fr. 82.80*

Ihr Profiter- und Gewinncoupon

✓ Ja, ich möchte folgende/n Titel zur Probe lesen und dabei bis zu 84% sparen. Zusätzlich nehme ich automatisch am Gewinnspiel teil!

- Bitte gewünschte/r Titel ankreuzen:
- Animan
 - Beobachter
 - Bioterra
 - Blick
 - Sonntags Blick
 - GlücksPost
 - GlücksPost Super-Rätsel
 - Umbauen und Renovieren
 - LE MENU
 - PCtipp
 - RAUM UND WOHNEN
 - Reader's Digest Schweiz
 - TELE
 - SCHWEIZ Das Wandermagazin
 - WOHNMOBIL & CARAVAN
 - Schweizer Illustrierte
 - Schweizer LandLiebe
 - Style
 - SonntagsZeitung
 - Tages-Anzeiger
 - Tierwelt
 - Weltwoche
 - Zeitlupe
 - 50plus

Ich wähle 2 Probeabos und erhalte somit einen 10-Franken-Gutschein von Migros.

Vorname _____
 Name _____
 Strasse, Nr. _____
 PLZ/Ort [] [] [] [] _____
 Telefon _____
 E-Mail _____



Oder schneller gehts unter:
www.abo24.ch

Coupon einsenden an: abo24, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich
 Teilnahmebedingungen: Jeder Bestelltalon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbssteilnahme auch kostenlos unter www.abo24.ch. Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmer werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmer erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmer können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Der Preis kann nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Über den Wettbewerb und die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmechluss ist der 31.12.2017.

*Im Vergleich zum Einzelkauf. Gilt nur für Neuabonnenten in der Schweiz. (Preis inkl. MwSt. und Versandkosten.)



Trost und Wahrheit: Valentin Landmann. Seite 32



Herzblut: Gabriela Manser. Seite 34



«Für Goethe war Gott eher ein Trainer, der ihn zu Hochleistung anspornte.»

Rüdiger Safranski: Seite 54

Titelgeschichte

- 16 **Energiewende** Die unabsehbaren Folgen von Doris Leuthards planwirtschaftlichem Monster
- 18 **Lehren aus der Fukushima-Panik**
- 19 **Regula Rytz** Die Grünen-Präsidentin verteidigt ihr Ja zur Energiestrategie
- 20 **Umweltschutz** Öko-Pionier Philippe Roch kämpft gegen das Energiegesetz
- 21 **Demokratie**
Bevormundung der Bürger

Kommentare & Analysen

- 7 **Editorial**
- 11 **Frankreich** Die Verteufelung des Front national
- 11 **Im Auge** Donald Norman
- 12 **Wettbewerbspolitik** In Einerkolonne
- 13 **Bundesrat** Note ungenügend
- 13 **Billag** Propaganda im Schulzimmer
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Emma Morano (1899–2017)
- 22 **Mörgeli** Getrampel und Getrumpel
- 22 **Bodenmann**
Rösti fällt in den Röstigraben
- 23 **Medien** Die Käuze des Kapitalismus
- 23 **Die Deutschen** Ab ins KZ!
- 41 **Trumps Woche** 100 Tage in Zahlen

Inland

- 24 **Bersets krankes Gesundheitsamt**
Mehr Überwachung, mehr Bürokratie
- 26 **Unter dem Radar** Schweizer Firmen umgehen den Inländervorrang
- 27 **Wirtschaft** Kampf um die Löhne
- 28 **Annemarie Huber-Hotz**
Wie die Rotkreuz-Präsidentin vom Asylgeschäft profitiert

- 29 **Asylpolitik** Das Zürcher Arbeitsamt legt sich quer.
- 30 **Die SVP verliert Zähne**
Was ist los mit der Volkspartei?
- 32 **Valentin Landmann** Biografie über den schillernden Rechtsanwalt
- 33 **FDP** Händchenhalten mit den Linken

Interviews

- 44 **Alice Weidel** Erstes Treffen mit der neuen Chefin der Alternative für Deutschland
- 54 **Rüdiger Safranski** Der Philosoph über seine Faszination für Johann Wolfgang von Goethe

Ausland

- 38 **Ein Fauteuil für zwei**
Macron-Biografin Caroline Derrien über Emmanuel und Brigitte Macron
- 39 **Macron** Entlarvende Siegesrede
- 40 **Bill O'Reilly** Aufstieg und Fall der grossen Symbolfigur des konservativen US-Journalismus
- 41 **Sexismus** Kein Sieg der Frauen
- 42 **Palast-Intrigen** Andrew Ferguson über Trumps Weisses Haus
- 45 **Deutschland** Die katholische Kirche bekämpft Demokraten
- 46 **Sardinien** Hirtenvolk mit Ähnlichkeiten zu den Schweizern

Wirtschaft & Wissenschaft

- 34 **Appenzeller Führungsrezepte**
Quereinsteigerin Gabriela Manser
- 35 **Firmen** Frischer Wind für KMU
- 36 **Unternehmen** Unsaubere Methoden gegen die Sika-Eigentümer

- 37 **Fall Sika** Peter Nobel widerspricht Peter V. Kunz
- 47 **Handy-Junkies** Zoë Jenny über verantwortungslose Eltern
- 48 **Beretta** Porträt der legendären italienischen Waffenschmiede

Kultur & Gesellschaft

- 58 **Hollywoodfreundschaften**
Lernen von den Schönen und Reichen
- 60 **«The Walking Dead»**
Wolfram Knorr analysiert die erfolgreiche Zombie-Serie

Rubriken

- 52 **Ikone der Woche** Eisberg
- 54 **Die Bibel** Recht und Macht
- 63 **Knorr** «Guardians of the Galaxy»
- 63 **Jazz** Dominic Miller
- 64 **Thiel** Mohrenkopf
- 64 **Namen** Der beste Blick
- 64 **Fast verliebt** In der Falle
- 65 **Unten durch** Blöder Hund
- 66 **Wein** Galiciens coole Albariños
- 67 **Auto** Land Rover Discovery TD6
- 68 **Darf man das?/ Leserbrief**

Autonome Republik des freien Denkens.

Die *Weltwoche* ist seit 1933 die unverwechselbar nonkonformistische Wochenzeitung der Schweiz. Sie beleuchtet die Dinge auch von ungewohnten Seiten. Überzeugen Sie sich selbst.

Probeabo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



Gut und Böse

Von *Jürg Altwegg* — Frankreichs staatstragende Parteien sind am Boden. Triumphator Macron verkündet bereits ein neues Zeitalter. Die Verteufelung des Front national könnte sich rächen.



«Habt keine Angst, ich liebe euch»: Emmanuel Macron, Marine Le Pen.

Der parteilose Emmanuel Macron mit seiner Bewegung «En marche!» wird allen Erwartungen gemäss in der Stichwahl am 7. Mai gegen Marine Le Pen gewinnen und zum neuen Präsidenten Frankreichs gekürt. Es gibt gute Argumente für seine Politik des Pragmatismus und der Kompromisse, welche die sterilen ideologischen Leidenschaften und die permanente Konfrontation ablösen soll. Auch Europa kann von seinem Enthusiasmus profitieren. Noch aber liegen keine Beweise für seine Reformfreude und Durchsetzungsfähigkeit vor.

Macrons Rücktritt aus der sozialistischen Regierung von François Hollande erfolgte wohl mehr aus Opportunismus als aus Protest gegen das Scheitern von Hollandes Liberalisierung des Arbeitsrechts. Sein Instinkt war allerdings genial. Als «unerfahrenen Narziss» hat ihn Alain Finkielkraut bezeichnet. Seine Sehnsucht nach der Mitte könnte sich schnell als Trugbild eines Rattenfängers erweisen.

Postumer Triumph für Mitterrand

Der erste Wahlgang wurde für die staatstragenden Parteien zum Fiasko. Sprechen wir zuerst von jenem, der lange grosse Hoffnungen auf Erfolg hegte: François Fillon. Eines kann man dem Republikaner nicht nehmen: Mit seinem überzeugenden Sieg in der Vorwahl seiner Partei verhinderte er eine neuerliche Kandidatur des

amtierenden Präsidenten François Hollande. Frankreich stand vor einer Wahl, welche die Rechte nach fünf Jahren Hollande «unmöglich verlieren» konnte, wie es hiess. Dann aber wurde Fillon selber zum nicht ganz unschuldigen Opfer. Die Affäre um die Scheinbeschäftigung seiner Familie machte ihn in den Augen vieler zum Sinnbild einer korrupten Polit-Elite.

Fillons Debakel ist ein postumer Triumph für François Mitterrand, jenen Übertäter der Sozialisten. Erst die «antitotalitäre Aufklärung» der neuen Philosophen und ihre Abkehr vom Marxismus hatte Mitterrands Einzug ins Elysée 1981 möglich gemacht. Zweimal war er am «antikommunistischen Reflex» gescheitert. Bis zu seinem Sieg waren die Kommunisten die stärkste linke Partei. Mitterrand holte sie in die Regierung – und marginalisierte sie mit Erfolg. Der Front national erreichte damals ein Prozent.

Auf die Aufarbeitung des Kommunismus folgte jene der faschistischen Vergangenheit und Vichys: Jean-Marie Le Pen, Gründer des Front national, wurde als Wiedergänger Pétaïns, ja Hitlers vorgeführt. Gezielt schwächte Mitterrand die bürgerliche Rechte, die permanent mit der Frage der Abgrenzung von den «Neofaschisten» konfrontiert blieb. Jetzt ist jene bürgerliche Rechte erstmals nicht in der Stichwahl – ebensowenig wie die Sozialisten.

»» Fortsetzung auf Seite 12

Professor Nützlich



Donald Norman, testet Roboterautos.

Ein gutes Alltagsprodukt brauche keine Gebrauchsanweisung, sagt er. Die Industrie jedoch nervt die Konsumenten mit komplizierten Anleitungen. Das ist das Terrain von Donald Norman: Usability, Nützlichkeit und Nutzbarkeit der Dinge. Er selber ist Designer, Elektroingenieur und Psychologe, er war ein leitender Kreativer bei Apple und lehrt noch, mittlerweile 81, an mehreren US-Unis. Während neunzehn Tagen kreuzten seine Studenten als Sitze verkleidet in einem *driverless car* durch die Strassen Stanfords und testeten die Reaktionen von Verkehrsteilnehmern und Passanten auf dieses vermeintliche Geisterauto (Irritation; aber keine Polizei). Das Auto der Zukunft sollte ja nach den Plänen von Google-Boss Sergey Brin schon jetzt die Fahrtüchtigkeitsreife erreichen, 129 Jahre nach der historischen Spritzfahrt und ersten Überlandtour, die Bertha Benz zusammen mit ihren Kindern ohne Wissen ihres Erfindergattens von Mannheim nach Pforzheim unternahm, mit Treibstoff aus der Apotheke am Wege.

Morgen aus dem Stromstecker. Jeder quasi sein eigener Taxipassagier. Kinder fahren allein zur Schule. Es braucht den charmanten, zynischen Fahrlehrer nicht mehr. Hat dafür Frau und Mann statt die Hand am Steuer den Finger im dicken Leitfaden, der ihnen das mit Kamera, Laser und Radar getakelte Roboterauto erklärt? Das Vehikel intelligenter als der Benutzer. Und im Pannenfall? «Bislang hatte theoretisch der Mensch das Sagen», erläuterte Norman dem *Brand eins*. «Wir haben die Maschine beauftragt, Aufgaben zu erledigen, und wir hatten die Hände frei für anderes. Doch sobald ich etwas an eine Maschine delegiere, weiss ich nicht mehr, was gerade los ist, besonders wenn etwas schief läuft.» Norman sieht einen sensiblen Prozess «wie die Kommunikation zwischen Reiter und Pferd» voraus. Auch für das Design hat er eine Idee: Auf ein permanentes Chassis wird eine auswechselbare Karosserie montiert, je nach Bedarf Limousine, Minivan oder Sportwagen. Roboter, an die Arbeit. *Peter Hartmann*

Dies ist eine epochale Zäsur in der Geschichte der Fünften Republik.

Nach drei Jahrzehnten «Antitotalitarismus», in dessen Namen auch die verheerenden Kriege gegen Serbiens Slobodan Milosevic, Iraks Saddam Hussein, Libyens Muammar al-Gaddafi geführt wurden, ist der Imperativ der Sozialisten verpufft. Die Pole links wie rechts sind gestärkt: Jean-Luc Mélenchons Neokommunisten gewannen dreimal mehr Stimmen als die Sozialisten. Die extreme Rechte verdrängt die Erben des Gaullismus. «Die Rechte: k. o.», titelte die konservative Tageszeitung *Le Figaro*. Fillon hat die Republikaner an die Wand gefahren. Von einer «moralischen Niederlage» reden Parteifreunde, die ihn vergeblich zum Aufgeben aufgefordert hatten. Der Hoffnungsträger wird zum Sündenbock und muss die Partei vor der Parlamentswahl im Juni zu einen versuchen. Eine enorm schwierige Aufgabe. Den Sozialisten wird indes der Totenschein ausgestellt.

Macrons frohe Botschaft

Auch in ideologischer Hinsicht ist die Fünfte Republik am Ende. Zu ihren Merkmalen gehörte die moralische Überlegenheit der vom Philosophen Jean Baudrillard so genannten «göttlichen Linken» und später der Antitotalitären über die Rechten und Neofaschisten. Doch das Schema von Gut und Böse überlebt. Verkörpert wird es von Macron, dem neuen Hoffnungsträger und Heilspropheten, der wie ein «Messias aus der Mitte» zu seinen Anhängern spricht: «Habt keine Angst, ich liebe euch.» Seine frohe Botschaft ist die Überwindung von Links und Rechts.

Nach dem ersten Wahlgang am Sonntag verfolgten die Reporter auf den Motorrädern Macrons Triumphzug durch die Nacht – eine Inszenierung, wie sie bislang neuen Präsidenten vorbehalten war. Später als seine geschlagenen Gegner trat Macron vor die Kameras und kündigte bereits ein neues Zeitalter an. «Der ehemalige Minister geht auf dem Wasser», titelte *Le Monde*, die zu seinen glühendsten Anhängern gehört. Die Bemerkung war nur halbwegs ironisch gemeint.

Marine Le Pen, die «Böse», rüstet derweil zum nationalen Klassenkampf gegen die globalisierten Eliten und profiliert sich als letzte Vertreterin des Volks. Die Debatte über ihre «Entdämonisierung» ist neu aufgeflammt. Von links bis rechts der Mitte hat man sich gegen sie verschworen. Selbst Fillon hat sich umgehend für ihren Konkurrenten Macron ausgesprochen. Der antifaschistische Reflex funktioniert schon wieder, und es ist zu befürchten, dass auch bis zum «Finale» am 7. Mai keine inhaltliche Debatte geführt wird. Der Front national verdankt seinen Aufstieg nicht nur dem zynischen Kalkül Mitterrands, sondern dem Versagen aller Regierungen seither. Falls sich daran nichts ändert, kommt Marine Le Pens Stunde in fünf Jahren.

Wettbewerb

In Einerkolonne

Von Beat Gygi — Die Wettbewerbspolitik kommt auf Abwege. Die Firmen haben nur noch wenig Spielraum für sinnvolle Absprachen.

Vor wenigen Tagen veröffentlichte das Bundesgericht die Begründung zum Entscheid, mit dem es im Juni 2016 in der Wettbewerbspolitik einen Pflock eingeschlagen hatte. Eine Klärung ist nötig, denn der Pfosten steht weit im Schilf draussen, in sumpfigem Gelände, durch das nur ein schmaler Trampelpfad führt. Es ist ein heimtückisches Gebiet, in dem eine Firma keinen Meter vom festgetretenen Pfad abkommen darf. Sonst droht sie bei jedem Schritt im Morast einzusinken, und nur mit Mühe wird sie den Schuh wieder herausziehen können.

Wie kommt man zu diesem Schluss? Vor gut zwei Wochen hat die Wettbewerbskommission (Weko) mit Präsident Vincent Martenet an der Jahrespressekonferenz mit Genugtuung dargelegt, sie fühle sich durch das «bahnbrechende» Bundesgerichtsurteil vom Juni 2016 in ihrem Kurs grundsätzlich bestätigt. Die oberste Gerichtsstanz hatte damals entschieden, dass die Firma Gaba für die zu ihrem Sortiment gehörende Zahnpasta Elmex Parallelimporte zulassen müsse. Die Schweizer Ladenkette Denner hatte 2005 geklagt, sie habe erfolglos versucht, sich beim offiziellen österreichischen Verteiler mit Elmex einzudecken, um diese dann in der Schweiz günstig zu verkaufen. Der Streit drehte sich primär um die Tatsache, dass Gaba es dem österreichischen Verteiler untersagt hatte, die Zahnpasta an jemanden ausserhalb des ihm zugewiesenen Gebietes zu verkaufen.

Vorteile der Versuch-Irrtum-Methode

Im Grunde geht es um die Frage, ob ein Hersteller von Zahnpasten, Parfüms, Autos, Zeitungen, Uhren, Kleidern oder anderen Produkten seine Handelskanäle frei gestalten darf oder nicht. Darf ein Fabrikant für den Vertrieb seiner Ware genau definieren, welche Händler an wen weiterverkaufen dürfen und welche Verkäufe er nicht zulassen will? Solche Verträge werden auch vertikale Absprachen genannt, weil sie zwischen Produzenten- und Handelsstufe vereinbart werden. In der Ökonomie ist die Ansicht verbreitet, dass die Firmen in der Gestaltung ihrer Handelskanäle frei sein sollten, weil man so letztlich leichter auf neue Ideen komme und eine höhere Produktvielfalt zu erwarten sei, als wenn man solche Absprachen einfach verbiete. Kurz: Der wirtschaftliche Wettbewerb mit seinen Versuch-Irrtum-Methoden fördert das Entdecken von neuen Lösungen.



Gefährliches Terrain: Weko-Chef Martenet.

Nun gibt es die Verbotsfanatiker, die finden, dass vertikale Absprachen den Wettbewerb behindern; diese seien fast so schlimm wie Kartelle, bei denen Firmen auf gleicher Ebene unter sich Preise und Mengen absprechen, um die Kunden zu schröpfen. Im Sommer 2010 war der Bundesrat noch geneigt, den Unternehmen eher viel Spielraum für sinnvolle Absprachen zu lassen. Dann wurde er 2011 auf einen Schlag zum Feind vertikaler Abreden, weil er meinte, damit könne man etwas tun gegen die hohen Preise in der Schweiz. Das Gaba-Urteil von 2016 passte zu dieser Gesinnung. Für alle, die gegen staatliche Zwangsjacken sind, gab es allerdings noch die Hoffnung, die Richter hätten es den Verbotsfanatikern nicht zu einfach gemacht. Aber die nun veröffentlichte Begründung des Bundesgerichtsurteils steht völlig gegen Freiheit und wirtschaftliche Entdeckungsverfahren.

Pointiert kann man es so lesen: Die Weko darf auf alles hauen, was irgendwie nach vertikaler Absprache aussieht, es ist nicht nötig, vorher genauer hinzuschauen oder Vor- und Nachteile der Abmachungen abzuwägen. Da werden sich die Firmen hüten, den Trampelpfad zu verlassen. Jeder Schritt zu einer werthaltigen Gestaltung der Absatzkanäle führt auf gefährliches Terrain. In Einerkolonne werden sie am Polizist Weko vorbeischieben.

Es wird nur gesäuselt

Von René Zeller — Warum lassen die eidgenössischen Räte zu, dass der Bundesrat in der Europapolitik so planlos agiert? Nicht nur Aussenminister Burkhalter verdient ein Ungenügend.

Es ist schon richtig, dass in der Schweiz nicht jede Fehlleistung eines Ministers subito eine Rücktrittsforderung nach sich zieht. Doch was sich der Bundesrat im Dossier Europapolitik leistet, ist – gelinde gesagt – hanebüchen.

Auszüge aus dem Sündenregister: Aussenminister Didier Burkhalter hüllt sich seit Monaten in geheimdiplomatischen Zweckoptimismus. Justizministerin Simonetta Sommaruga hat bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative die Zügel aus der Hand gegeben. Der Bundesrat drängt kollektiv auf den Abschluss eines institutionellen Rahmenabkommens mit der EU und setzt sich damit selber unter Druck. Die Rasa-Initiative scheint das Regierungsgremium intellektuell zu überfordern. Weitere Kohäsionsmillionen will der Bundesrat zwar in den EU-Topf einzahlen, aber nur im Rahmen eines «konstruktiven Gesamtkontextes». Wie bitte?

Calmy-Reys Standpauke

Dieses planlose Fuhrwerken in einem zentralen Dossier grenzt an Stümperhaftigkeit. So offensichtlich das ist, so erstaunt es gleichzeitig, dass die eidgenössischen Räte den Bundesrat nicht zur Rechenschaft ziehen. Der Regierung obliegt zwar in auswärtigen Angelegenheiten die operative Kompetenz, und sie verfügt über erhebliche Gestaltungsfreiheit. Aber dem Parlament obliegt die Oberaufsicht über den Bundesrat. Es muss die Regierung in die Schranken weisen, wenn sie sich aufs Glatteis oder in Sackgassen manövriert.

Doch in der Europafrage wird nur gesäuselt, nicht ausgesprochen, was gesagt werden muss. Es ist dem schlingernden Bundesrat nicht gedient, wenn er mit Wattebäuschen beworfen wird. Das findet auch Micheline Calmy-Rey, die Vorgängerin Burkhalters im Aussenministerium. Im Gespräch mit der Zeitung *Schweiz am Wochenende* kritisierte sie ihre einstigen Kollegen scharf: Sie habe den Eindruck, der Bundesrat habe die europapolitischen Probleme ans Parlament delegiert. Calmy-Rey: «Vermutlich sind sich die Mitglieder des Bundesrates schlicht nicht einig, wie es weitergehen soll.» An Ratschlägen, was zu tun wäre, mangelt es der SP-Altbundesrätin nicht. Zeitdruck bestehe nicht, jetzt müsse zuerst eine Strategie definiert werden. «Ein institutionelles Abkommen vor den Schweizer Parlamentswahlen im Jahr 2019 ist illusorisch. Das wäre politischer Selbstmord.»

Unschön an Calmy-Reys Standpauke ist einzig, dass eine gewesene Magistratin ihren

Nachfolgern ins Handwerk pfuscht. In der Sache aber liegt sie richtig. Und sie sagt das, was Parlamentarier und Parteihäuptlinge längst anprangern müssten. Aber offenkundig steht parteipolitische Solidarität über notwendiger Kritik. CVP-Präsident Gerhard Pfister bemängelte in der *Basler Zeitung*: «Mühe macht mir, dass man nie so richtig weiss, wo Aussenminister Didier Burkhalter steht.» Das stimmt zweifellos. Richtig ist aber auch, dass Bundespräsidentin Doris Leuthard (CVP) unlängst in Brüssel betonte, der Abschluss eines Rahmenabkommens sei wichtig. Das wiederum findet Pfister überhaupt nicht. Wo steht die CVP?

Eines steht jedenfalls fest: Der Bundesrat muss über die Bücher. Die Schweiz braucht eine Regierung, die im aufrechten Gang nach Brüssel reist, die Brüsseler Maximalforderungen mit eigenen Bedingungen zu kontern vermag. Und vor allem braucht die Schweiz nicht primär einen smarten, sondern einen kantigen Aussenminister. «Was macht eigentlich Didier Burkhalter?», überschrieb die NZZ vor Jahresfrist eine kritische Analyse zur freisinnigen Neuenburger Sphinx. Als «stummen Verkäufer» hat der *Tages-Anzeiger* Burkhalter zutreffend titulierte. Gelegentlich müsste auch die FDP erkennen, dass die Strahlkraft ihres unfassbaren Bundesrats verblasst ist.



Geheimdiplomatischer Zweckoptimismus: Burkhalter.

Lehrerin Billag

Die Inkasso-Stelle für die Empfangsgebühren betreibt Propaganda im Schulzimmer.



Ungewisse Zukunft: Billag-Präsident Marti.

Seit Jahrzehnten erhebt die Billag, eine Tochtergesellschaft der Swisscom, die Empfangsgebühren für Radio und Fernsehen. Eine undankbare Aufgabe, die aber gut honoriert wird: 54 Millionen Franken lässt sich die Billag jährlich vergüten. Offenbar leidet der staatliche Inkasso-Monopolist, der seit sechs Jahren vom früheren Glarner SP-Nationalrat Werner Marti präsiert wird, an einem Mangel an öffentlicher Zuneigung. Jedenfalls hat sich das Unternehmen entschieden, den Mangel an der Wurzel zu beheben: in der Schule. Wie letzte Woche bekannt wurde, bietet die Billag seit 2009 in Zusammenarbeit mit einer Website für elektronische Unterrichtsmaterialien das Lehrmittel «Radio und Fernsehen» für die Sekundarstufen 1 und 2 an.

Die Lernziele halten fest: «Die SuS», also die Schülerinnen und Schüler, «wissen, dass es eine Pflicht ist, Radio- und Fernsehgebühren zu bezahlen.» Eine Prüfungsfrage zum Ankreuzen lautet: «Damit in der Schweiz eine Programmvelfalt besteht, muss ich Gebühren zahlen.» So erzieht man Schüler zu «Billag-Knechten», polterte der Initiant der «No Billag»-Initiative, Olivier Kessler, in *20 Minuten*. Empfindlich reagierte die Billag auf die Kritik. Diese sei «traurig und politische Hetze», so ein Sprecher. Es sei schlicht die Aufgabe der Billag, über den Service public zu informieren.

Die Gerechtigkeit hängt vielleicht damit zusammen, dass der Bund der teuren Billag kürzlich den Auftrag entzogen hat. Ab Juli ist eine andere Firma mit der Erhebung der Empfangsgebühren betraut. Die Billag unterlag in einer Ausschreibung – was nicht der Ironie entbehrt: Billag-Präsident Marti ist ehemaliger Preisüberwacher. Die Zukunft der Billag ist unklar. Aber scheinbar gibt es eine Nachfrage nach Lehrmitteln für die Volksschule, die staatliche Monopolbetriebe in einem günstigen Licht erscheinen lassen. Florian Schwab

Personenkontrolle

Müller-Altarmatt, Lutz, Freysinger, Le Pen, Wilders, Levrat, Cina, Ritter, Burkhalter

Der Solothurner CVP-Nationalrat **Stefan Müller-Altarmatt** kämpft an vorderster Front für das Energiegesetz, über das im Mai abgestimmt wird. Das Gesetz sieht unter anderem den Bau von tausend Windrädern vor, um den Atomausstieg zu schaffen. Müller-Altarmatt ist aber auch Mitglied im Verein «Thaler Landschaft ohne Windräder». Unweit von Müller-Altarmatts Heimat ist nämlich eine Reihe von Windanlagen geplant. Der Verein wirbt auf seiner Website für ein Nein zum Energiegesetz. Wie geht das für Müller-Altarmatt auf? Die geplanten Windanlagen im Thal seien «nicht vereinbar» mit dem «natürlichen und kulturellen Potenzial der Region», antwortet er. Anders als der Bund sei er «generell der Meinung, dass die Windkraft nicht über ein grosses Potenzial in der Schweiz verfügt». Der Atomausstieg sei aber auch ohne massiven Ausbau der Windkraft zu schaffen, versichert Müller-Altarmatt. Wie, lässt er allerdings offen. An den Segen von einheimischem Solarstrom glaubt er jedenfalls ebenso wenig: «Die Sonne scheint zu inkonstant», hielt er in einem früheren Schreiben fest. (are)

Die Katze kann das Mäusen nicht lassen. Bereits sieben Mal wurde der berühmt-berüchtigte ehemalige Zürcher Milieukönig **Reini Lutz** über die Jahrzehnte wegen Kokain-Schiebereien im Kilo- und einmal sogar im Zentnerbereich verurteilt – zu insgesamt 37 Jahren und acht Monaten Gefängnis. Kürzlich ist Lutz erneut wegen eines grösseren Kokaindeals verhaftet worden, wie die Staatsanwaltschaft Zürich auf Anfrage bestätigt. Anlässlich seiner letzten Verurteilung veröffentlichte die *Weltwoche* (Nr. 25/2011 – «Sie nannten ihn «Holocaust»») eine ausführliche Biografie des Mannes. Der Profi-Ganove war allerdings auch ein umgänglicher Gentleman, weshalb ihm in der Regel wegen guter Führung ein Drittel der Strafe erlassen wurde. Der Schreibende traf Lutz – dieser befand sich im Hinblick auf eine vorzeitige Entlassung in Halfreiheit – vor ein paar Monaten in einer Bar an der Zürcher Langstrasse. Er sei nicht mehr im Geschäft und wolle jetzt in Pension gehen, versicherte der inzwischen 62-jährige Lutz, er gedenke jetzt, seinen zweifelhaften Ruf mit den Modelabels Snowking und Snowqueen legal zu vermarkten. Fehlte dem Frührentner vielleicht das Startkapital? Ob Lutz die neuen Anschuldigungen bestreitet, mochte die Staatsanwaltschaft nicht preisgeben. Die Unschuldsvermutung gilt natürlich auch für ihn. (axb)



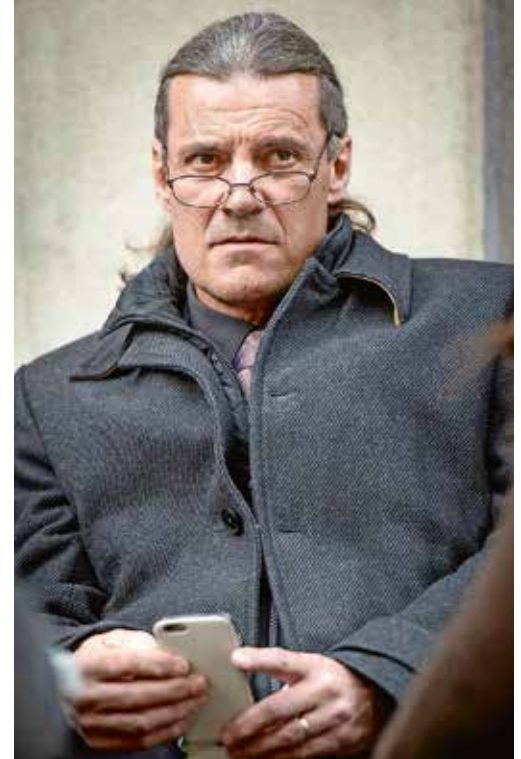
Tausend Windräder: Nationalrat Müller-Altarmatt.



Klirrend kalt: CVP-Nationalrat Ritter.



Was will er? designerter SRG-Präsident Cina.



Frisches Material: SVP-Mann Freysinger.



Unermüdlich: Bundesrat Burkhalter.

Oskar Freysinger, alt Staatsrat, erholt sich zurzeit auf einer Alp im Oberwallis vom Wahlstress und feilt an einem Gedichtband auf Französisch und an einem deutschsprachigen Roman. Weiterhin muss er sich darüber aufregen, dass ihn Medien mit der französischen Präsidentschaftskandidatin **Marine Le Pen** in Verbindung bringen. Hartnäckig wird ihm in der Westschweizer Presse, insbesondere in der *Tribune de Genève*, vorgeworfen, er habe sich Rechtsextremen wie **Geert Wilders** und **Marine Le Pen** angedient. Dass er zu Wilders Kontakt hatte, steht ausser Frage, aber das mit Le Pen ist ein etwas gar oft wiederholtes Märchen: Mit ihr hat sich Noch-Staatsrat Freysinger bisher nie getroffen, wie er wiederholt bekräftigt hat. Kein Witz: **Marine Le Pen** pflegte in Interviews zu sagen, der Walliser SVP-Politiker sei ihr zu extrem. (hmo)

Im Parlament war SP-Präsident **Christian Levrat** einer der eifrigsten Verfechter der umstrittenen «Altersvorsorge 2020». Nun sucht er für die Vorlage Rückhalt bei seiner Basis und hat eine Urabstimmung organisiert. Das ist natürlich mit dem Risiko verbunden, dass die

Vorsorge beim sozialdemokratischen Fussvolk auf Widerstand stösst. Aber Levrat und seine Mitstreiter haben vorgesorgt, damit das Resultat auch so herauskommt, wie sich das der SP-Vordenker wünscht. Wie *La Liberté* und *Blick* online herausfanden, verwendete die Führung der Genossen in der Dokumentation für die Urabstimmung nur jene Zahlen des Bundesamtes für Sozialversicherungen, welche ihr am meisten Zustimmung garantieren würden – so argumentiert die Partei, das Renteneinkommen steige um «bis zu mehr als 3000 Franken». Dass dies nur für eine kleine Gruppe von Frauen gilt, verschweigt die Broschüre. Ein klassischer Zahlenbschiss. (hmo)

Es ist schon klar, dass der einstige Nationalrat **Jean-Michel Cina** Bundesrat werden wollte. Doch weil es nicht klappte in Bern, wurde der ambitionierte Walliser Christdemokrat halt Staatsrat in seinem Heimatkanton. Jetzt, da auch dieses Kapitel fertiggeschrieben ist, verrät Cina dem *Tages-Anzeiger*, dass ihn das Amt eines Bundesrats natürlich gereizt habe. Aber irgendwann sei für ihn klar gewesen: «Das ist

nicht, was ich will.» Ja, was will der 53-jährige Walliser eigentlich noch? Beschlossene Sache sei, dass seine politische Karriere beendet sei. Jetzt wolle er als künftiger Präsident der SRG den nationalen Zusammenhalt stärken, die Schweiz einen. Das tönt fast so, als wolle Cina irgendwann doch noch Bundesrat werden. (rz)

Klirrend kalt war es letzte Woche. Die Minustemperaturen trieben Landwirt **Markus Ritter** den Angstschweiss auf die Stirn. Der St. Galler CVP-Nationalrat zitterte in seiner Funktion als Präsident des Bauernverbandes um Gemüsekulturen, Obstbäume, Reben und Erdbeeren. Mit Frostschäden müsse gerechnet werden, klagte der schlotternde Oberbauer der Nation vorausschauend. Aber so sei das eben. «Die Natur ist stärker als der Mensch, da bleibt man demütig und bescheiden.» Das sind fast schon ritterliche Töne aus dem Mund eines Agrarpolitikers, der im Bundeshaus schon manches Zusatzmilliönchen für seinen Berufsstand eingeheimst hat. (rz)

Didier Burkhalter (FDP), schönfärberischer Bundesrat, betont es unermüdlich: Das Rahmenabkommen, das er mit der EU verhandelt, lasse der Schweiz Freiräume in der Auslegung der bilateralen Verträge. Zudem erfolge die Überwachung durch beide Vertragsparteien. Wie die *Basler Zeitung* diese Woche aufzeigte, trifft dies nicht zu. Das Blatt hat vertrauliche Unterlagen zu den Verhandlungen den internen EDA-Sprachregelungen gegenübergestellt. Gegenüber der Zeitung hält die Basler Europarechts-Professorin Christa Tobler fest, dass «die EU-Kommission die Überwachungsbehörde über die Schweiz» wäre. Der Einzige, der sich aus politischem Kalkül gegen die juristisch erdrückende Faktenlage sträubt, ist der schweizerische Außenminister. (fsc)

Nachruf



Drei rohe Eier täglich: Emma Morano.

Emma Morano (1899–2017) — Sie war der letzte im 19. Jahrhundert geborene Mensch, die «Nonna d'Italia». Das Rezept ihres biblisch langen Lebens, wie sie gerne verriet – alle Jahre wieder, wenn das Fernsehen sie am Geburtstag besuchte (sie selber hatte keinen Fernseher) –, waren die drei rohen Eier, die sie täglich ass (ein Arzt hatte sie dem jungen Mädchen gegen die Blutarmut verschrieben). Und der erleichternde Umstand, dass Emma Morano ohne Mann auskam, nachdem sie 1938, zu Mussolinis Zeiten, als eine der ersten Frauen Italiens die Scheidung von ihrem Peiniger zugestanden erhielt. Und der Partisan, den sie

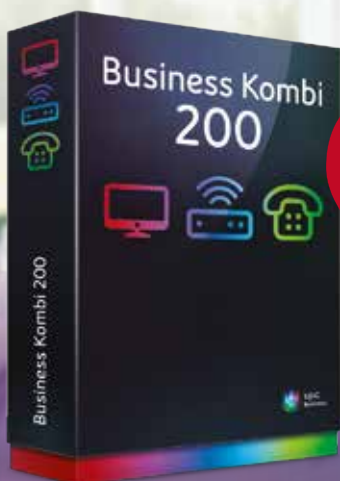
danach liebte, war nie aus dem Untergrund zurückgekehrt. Ihr einziger Sohn starb kurz nach der Geburt.

Vielleicht tröstete sie auch, dass sie an einem der schönsten Orte der Welt, im milden Klima von Pallanza am Lago Maggiore, zu Hause war, bis zum letzten Tag in der vertrauten Wohnung mit den Erinnerungsfotos an ihre verstorbenen acht jüngeren Geschwister und die Verwandtschaft. Betreut wurde sie von ihren Nichten. Noch bis 75 hatte sie als Köchin am Kollegium Santa Maria di Verbania gearbeitet. Lesen hatte sie nie gelernt, aber zwölf Päpste erlebt und zwei Weltkriege. Sie war durchaus auf ihr Äusseres bedacht und trug jeden Abend vor dem Einschlafen die Anti-Aging-Creme aus dem Supermercato auf ihr Gesicht auf, die sie, wie alles, was sie brauchte, stolz selber bezahlte, auch die Coiffeuse. Seit sie 112 war, hat sie ihre zwei Zimmer nie mehr verlassen. Denn die Welt kam jetzt zu ihr. Je älter sie wurde, desto berühmter wurde sie.

Reporter und Gerontologen versuchten ihrem Altersgeheimnis auf die Spur zu kommen. Ihr Vater Giovanni war früh erblindet, sie selber als Kind schwächlich, weshalb sie aus dem nebligen Vercelli nach Pallanza geschickt wurde, wo sie geblieben ist. Am 29. November, ihrem Geburtstag, hat Emma Morano drei Kerzen ausgehaucht, sinnbildlich für die drei Jahrhunderte, in denen sie gelebt hat. Am 15. April ist sie friedlich eingeschlafen. Nach 117 Jahren, 137 Tagen, 16 Stunden und einigen Minuten in dieser Welt.

Peter Hartmann

Dynamik braucht Wechsel: die neue Business Kombi 200.
Schnellstes Internet. Kristallklare Telefonie. Brillantes TV.



Nur **109.–**
pro Monat

Modem
kostenlos



upc.ch/business | Zur Überholspur
044 577 77 99



Leuthard in Teufels Küche

Von Alex Baur — Lange sah es nach einem Sonntagsspaziergang aus, einzig die SVP opponierte gegen die Energiestrategie 2050. Doch nun erwacht Widerstand selbst bei Umweltschützern. Doris Leuthards 33-Jahres-Plan erweist sich als planwirtschaftliches Monster mit kaum absehbaren Folgen.

Der Traum ist süss, fast zu süss, um wahr zu sein: Windmühlen rotieren majestätisch in der Brise, ein batteriebetriebener Tesla surrt durch die Landschaft, glitzernde Solarpanels liefern den Strom ohne Lärm und Gestank, glückliche Schweizer Kühe furzen Gras buchstäblich zu Biogas, während unsichtbare Hightech-Apparate der Erde ihre scheinbar unerschöpfliche Wärme absaugen – und das alles gratis und franko. Die stinkigen fossilen Brennstoffe, die unser Klima bedrohen, würden damit überflüssig, erst recht die unheimlichen Atomkraftwerke, bei denen keiner so richtig begreift, wie sie funktionieren. Ein Unmensch, wer gegen einen solchen Traum opponiert.

Nur das Schweizer Stimmvolk stellte sich bislang immer wieder quer. Ein halbes Dutzend Anti-Atom-Initiativen sind schon gescheitert, ebenso mehrere Volksbegehren für eine «grüne Wirtschaft», letztmals im September 2016 (mit 64 Prozent Nein-Stimmen). Die Initiative «Für eine Energiewende und schrittweise Stilllegung der Atomkraftwerke» erlitt schon 2003 mit einem Nein-Stimmen-Anteil von 66,3 Prozent Schiffbruch. Trotzdem beauftragte der Bundesrat acht Jahre später Energieministerin Doris Leuthard (CVP) mit der Ausarbeitung exakt jener Wende, die das Volk so deutlich abgelehnt hatte. Das war am 23. März 2011, zehn Tage nach der Kernschmelze von Fukushima.

Nun ging alles unheimlich schnell – und scheinbar aalglatt. Im Mai 2011, zwei Monate nach Fukushima, fällt der Bundesrat den Grundsatzentscheid zum Atomausstieg. Das Parlament zog im selben Jahr nach. Über Nacht mutierte die Kernkraftbefürworterin Leuthard aus dem Aargau (Spitzname «Atom-Doris») zur Mutter der Energiewende. Opposition gab es praktisch keine. Als das Parlament das Gesetz zur Energiestrategie 2050 im letzten September verabschiedete, sah es lange danach aus, als ob nicht einmal ein Referendum zustande käme.

Noch bis vor kurzem schien es, als stünde die SVP mit ihrer spät entdeckten Fundamentalopposition gegen die Energiewende ziemlich isoliert da. Leuthard winkte ein Sonntagsspaziergang an der Urne, der ihre Karriere krönen sollte. Doch je näher der Abstimmungstermin

(21. Mai) nun rückt, desto lauter wird der Widerstand – aber auch desto verwirrender. Eine Wende der Wende erscheint plötzlich möglich.

Kritik von ganz links

Der Riss geht quer durch die bürgerlichen Parteien. Sogar innerhalb der auf Leuthard-Kurs eingeschworenen CVP regt sich Widerstand. Gemäss einer Umfrage des *Tages-Anzeigers* folgt namentlich die freisinnige Basis der Parteiführung nicht, die sich nur knapp für die Wende aussprach. Opposition melden aber auch Landschafts- und Heimatschützer an, denen eine Verschandelung von Landschaften und Ortsbildern durch einen Wildwuchs von Windmühlen und Solarpanels schwant. Susan Boos, Chefin und Energiespezialistin der linken *Woz*, kritisiert die leuthardsche Wende derweil als unsozial, weil sie auf Kosten der Mieter finanziert werde.

Auffällig ruhig bleiben derweil die links-grünen Parteien: kaum Inserate, keine nennenswerte

Kampagne. Man hofft auf den Anti-SVP-Reflex und schweigt. Dabei ist die Energiewende ein linkes Kernanliegen. Genau hier dürfte jedoch der Grund für die Zurückhaltung liegen. Man weiss zu gut, dass die Vorlage beim Volk keine Chance hätte, wenn sie als das erkannt würde, was sie wirklich ist: ein planwirtschaftliches Monster sozialistischer Bauart, das alles in den Schatten stellt, was es in der liberalen Schweiz bislang in dieser Richtung gab.

Die Energiewender betonen zwar gerne, wie unideologisch und pragmatisch, allein der Vernunft verpflichtet, sie ans Werk gingen. Für alle soll dabei etwas herauspringen: für die Wirtschaft, für die Natur, für die Forschung. Bloss 40 Franken soll die Wende jeden Haushalt pro Jahr kosten. Doch die real existierende Praxis straft die Versprechen Lügen. Die Energiewende ist nämlich längst im Gange, vorab in Deutschland, aber auch in der Schweiz. Und schon heute entfalten die Subventionen in Milliardenhöhe ihre verheerende Wirkung auf den Strommarkt. Ausgerechnet die sauberen Wasserkraftwerke stehen als Folge der Marktverzerrung vor dem Bankrott.

Gemessen an Leuthards 33-Jahres-Plan, muten sowjetische Fünfjahrespläne fast be-

scheiden an. Angestrebt wird ein Totalumbau eines über Jahrhunderte gewachsenen Systems. Das 46 Seiten dicke Energiegesetz ist ein komplexes Regelwerk mit verbindlichen Zielvorgaben, deren Umsetzung und Wirkung kaum absehbar sind. Klar ist aber heute schon: Zentrale Elemente des Planspiels sind gescheitert, noch bevor die Wende richtig in Gang gekommen ist.

Leuthard und ihre Einflüsterer vom Bundesamt für Energie (BfE) stecken tief in Teufels Küche. Wo immer die Energiezauberer an der tadellos funktionierenden Energieversorgung herumflicken, ist der absehbare Schaden grösser als der Nutzen. Jede Baustelle, die sie eröffnen, zieht neue Baustellen nach sich. Die Frage ist, wie lange das System die planwirtschaftlichen Experimente verkraftet.

1 — **Subventionen:** Über die sogenannte kostendeckende Einspeisevergütung (KEV) erhalten Solar-, Wind-, Biogas- sowie Kleinwasserkraftwerke schon heute Fördergelder. So subventionierte 2015 der Bund beispielsweise Solarstrom im Wert von 14,9 Millionen Franken mit 131,8 Millionen Franken aus dem KEV-Fonds. Die Fördergelder übertreffen den Wert des Stroms damit fast ums Zehnfache, beim Wind etwa um das Dreifache. Doch selbst diese happigen Subventionen machen die Produktion nicht konkurrenzfähig. Die Elektrizitätswerke müssen gesetzlich gezwungen werden, den «Ökostrom» zu übernehmen, den freiwillig keiner kaufen würde.

Sogar innerhalb der auf Leuthard-Kurs eingeschworenen CVP regt sich Widerstand.

Das Problem lässt sich mit keiner Technologie aus der Welt schaffen: Der Flutterstrom von Wind und Sonne fällt selten an, wenn man ihn braucht, sondern nur, wenn es die Witterung zufällig will. Um das Netz trotzdem stabil zu halten, müssen die Elektrizitätswerke für jedes Kilowatt der flatterhaften Solar- und Windstromproduktion ständig ein Kilowatt konventionellen Strom in Reserve halten. Die so erzwungene Überproduktion führte zu einem Preiszerfall, der nun die Wasserkraft bedroht. Als ob das nicht schon schlimm genug wäre, sollen die toxischen Subventionen für Flutterstrom im Rahmen der Energiewende noch einmal um die Hälfte erhöht werden.



MILLIARDEN FÜR DIE ENERGIEWENDE



Teure Förderung: Windpark in Saint-Brais.



Markt soll entscheiden: Solaranlage in Zürich.



Für alle etwas: Bundesrätin Leuthard auf dem Rückflug des Solar-Impulse-Empfangs in Abu Dhabi.



Einst rentabel: Wasserkraft, hier in Hirschthal.



Lücke ist zu gross: Biogasanlage in Ittigen.

Und schon fordern die Elektrizitätswerke Subventionen für die einst hochrentable Wasserkraft, welche die Auswirkungen der KEV-Subventionen auffangen sollen.

2 — **Lenkungsabgaben:** Dass Subventionen ins Elend führen, anerkennen selbst Wendeturbos. Ab 2021 sollen die Fördergelder deshalb sukzessive durch Lenkungsabgaben ersetzt werden: das sogenannte Klima- und Energielenkungssystem (Kels). Besteuert werden soll in erster Linie der Ausstoss von CO₂. Hier geht es nun richtig ins Geld. Denn damit die Lenkungsabgaben Wirkung zeitigen, müssen sie den Konsum schmerzhaft teuer machen. Die SVP hat die 3200 Franken Abgaben pro Jahr und Haushalt, die gemäss Zahlen des Bundes im Schnitt anfallen, zum Leitmotiv ihrer Kampagne gegen die Energiewende gemacht. Um den Gegnern den Wind aus den Segeln zu nehmen, hat das Parlament das Kels im letzten März auf Eis gelegt – und behauptet nun, die SVP hantiere mit falschen Zahlen. Doch dieser politische Rückwärtssalto ändert nichts an der Tatsache: Lenkungsabgaben und Subventionen sind die beiden zentralen Pfeiler der Energiewende, ohne die sie a priori zum Scheitern verurteilt ist.

3 — **Zwangssparen:** Bis ins Jahr 2035 will Doris Leuthard den Energiekonsum verbindlich um 43 Prozent pro Kopf senken (Art. 3 Energiegesetz). Der Verzicht auf fast die Hälfte des Energiebedarfs ist ohne hohe Strafsteuern undenkbar. Um soziale Härte abzumildern, müssten, wie bei den Krankenkassen, einkommensschwache Haushalte subventioniert werden – womit aber der Spareffekt zumindest bei diesem Segment wieder verpufft. Auch die Wirtschaft soll weitgehend verschont werden, weil sie sonst ins Ausland abwandern würde. Die Zeche zahlt der Mittelstand.

4 — **Stromverbrauch:** In den nächsten zwanzig Jahren soll auch der Stromverbrauch gemäss Leuthards gesetzlichen Planvorgaben um 13 Prozent reduziert werden. In der real existierenden Schweiz ist der Stromverbrauch in den letzten 25 Jahren aber um 25 Prozent gestiegen. Das war sogar politisch gewollt. Elektrofahrzeuge, Wärmepumpen und Zwangslüftungen werden als umweltfreundliche Alternative zu Verbrennungsmotoren oder Gas- und Ölheizungen staatlich propagiert und gefördert. Will man an dieser Politik festhalten, wird der Strombedarf nicht sinken, sondern steigen. Doch auch da soll der Verzicht übers Portemonnaie erzwungen werden. Die grossen Verbraucher sind allerdings auch hier von den Zwangsabgaben ausgenommen, weil sie sonst auf dem internationalen Markt nicht mehr mithalten könnten. Die saftige Rechnung bleibt einmal mehr bei den Haushaltungen hängen, ob-

Lehren aus der Fukushima-Panik

Nicht die Sorge um die Umwelt und die Sicherheit gab den Anlass zur Energiewende, sondern politisches Kalkül. Das brachte FDP-Nationalrat Kurt Fluri auf die Palme. Von Alex Baur



Widerstand gegen Windmühlen: Kurt Fluri.

Fluri, ausgerechnet der «grüne» Kurt Fluri gehört zu den führenden Köpfen des Komitees von Umweltschützern, die die Energiewende bekämpfen. Zwar gehört der langjährige Nationalrat und Stadtpräsident von Solothurn der FDP an, die in dieser Frage gespalten ist. Doch Fluri sitzt auch im Vorstand von Pro Natura Solothurn und präsidiert die einflussreiche Stiftung für Landschaftsschutz (SLS). Der innerhalb des Freisinns links positionierte Fluri gilt zudem als Feindbild der SVP, die das Referendum gegen die Energiewende lancierte. Sein Engagement gegen die Wende hat deshalb viele überrascht.

Die parteipolitischen Ränke um die Energiewende seien ihm von Anfang an zuwider gewesen, erklärt Fluri. «Nach dem Fukushima-Schock wurde der Atomausstieg innerhalb von zwei Monaten beschlossen», sagt er, «das ist einfach unseriös.» Ein derart folgenschwerer Entscheid, der immerhin mehr als einen Drittel unserer Stromversorgung betrifft, könne nicht am Anfang einer neuen Politik stehen; er könne bestenfalls eine Folge davon sein, so die Strategie tatsächlich funktioniere.

Der GAU im fernen Japan vom März 2011 löste in der Schweizer Politik eine Massenpanik aus. Dieselben Volksvertreter, die

wenige Wochen zuvor noch erfolgreich für den Neubau von Mühleberg geworben hatten, mutierten über Nacht zu Energiewendern. Was Fluri am meisten störte: Nicht die Sorge um die Sicherheit (ein Tsunami erscheint in der Schweiz doch eher unwahrscheinlich) oder die Umwelt stand dem Rückwärtssalto Pate, sondern parteipolitisches Kalkül. Die Mitteparteien fürchteten, Wähler an die damals aufstrebenden Grünliberalen zu verlieren.

Gerade aus Sicht des Umwelt- und Landschaftsschutzes gibt es aber triftige Argumente, die gegen den forcierten Ausbau von alternativen Energieträgern sprechen. Namentlich Windräder, die vom Ertrag her noch am ehesten als Ersatz für konventionelle Reaktoren in Frage kommen, können nur in unbesiedelten Gegenden gebaut werden, vorzugsweise auf gut einsehbaren Bergkuppen. Der Konflikt mit dem Landschafts-, aber auch mit dem Vogelschutz ist deshalb programmiert.

Fukushima-Effekt verpufft

Bereits im Jahr 1942 wurde der Solothurner Jura insgesamt zur Schutzzone erklärt. Doch just die Kuppen des Juras gelten als potenzielle Standorte für Windmühlen: Sie sind relativ einfach zu erschliessen, der Ertrag ist nicht ganz so schlecht wie im Mittelland. Der Kanton Solothurn ist deshalb ein Pionier des Widerstands gegen die Windmühlen. Ein Projekt oberhalb von Balsthal wurde bereits gebodigt, gegen das zurzeit beim Verwaltungsgericht hängige Vorhaben auf dem Grenchenberg laufen Anwohner und Umweltfreunde Sturm.

Bleibt die Gretchenfrage: Wo soll der Strom in Zukunft herkommen? Ob der Ersatz der bestehenden AKW durch neue, bessere und grössere Kernreaktoren je wieder ein Thema wird, mag Fluri heute nicht prognostizieren. Er erinnert daran, dass die Kernenergie bereits nach Tschernobyl vorzeitig zu Grabe getragen wurde. Die Halbwertszeit des Fukushima-Effekts dürfte kaum grösser sein. Eine Option sei auch Gas, das immerhin weniger CO₂ verursache als Öl und Kohle. Auf jeden Fall sei es falsch, sich ohne Not irgendeine Option zu verbauen. Kein Mensch könne heute wissen, mit welchen Technologien die Energie in dreissig Jahren erzeugt werde.

wohl sie lediglich gut einen Drittel des Stroms verbrauchen.

5 — **Atomausstieg:** Der Hauptgrund für das staatlich verordnete Energiefasten ist der angestrebte Atomausstieg: Mittelfristig fallen damit rund 36 Prozent der Schweizer Stromproduktion weg (vertragliche Lieferungen von französischem Atomstrom nicht mit eingerechnet). Ein Technologieverbot im neuen Energiegesetz verhindert den Ersatz der bestehenden Kernkraftwerke. Selbst die Energiewender des Bundes sehen ein, dass diese Lücke mit Sonne, Wind und Biomasse nicht gefüllt werden kann. Der Verschleiss an Ressourcen (Rohstoffe, Landverbrauch, Unterhalt) wäre gigantisch, gemessen am geringen Ertrag. Die Rechnung ist simpel: Allein um das KKW Gösgen zu ersetzen, müsste man tausend Mega-Windturbinen bauen oder eine Million Hausdächer mit Solarpanels versehen. Das wäre nicht nur ein Albtraum für Landschafts-, Vogel- oder Denkmalschützer – die Versorgung wäre selbst damit nicht gewährleistet. Denn vor allem im Winter, wenn er am meisten gebraucht wird, fällt der Flatterstrom von Sonne und Wind fast vollständig aus.

6 — **CO₂:** Wie die Erfahrungen aus Deutschland zeigen, wo bereits mehrere hundert Milliarden Euro an Fördergeldern in die Energiewende geflossen sind, lösen Wind und Sonne das Problem mit dem klimaschädlichen Kohlenstoffdioxid nicht, weil die Dunkelflauten mit fossilen Stromlieferanten aufgefangen werden müssen. Sofern die Schweiz nach einem Atomausstieg nicht auf Gedeih und Verderb den Importen von Kohle- oder Atomstrom ausgeliefert sein will, wären neue Gaskraftwerke unausweichlich, wie sie schon Leuthards Vorgänger Moritz Leuenberger (SP) geplant hat. Statt zu sinken, würde der CO₂-Ausstoss selbst bei Erfüllung der Sparziele steigen. Gaslieferungen schaffen aber auch neue Abhängigkeiten vom Ausland.

7 — **Smart Grid:** Um Lieferengpässe abzufedern, ist im Energiegesetz eine «intelligente Steuerung» vorgesehen. Über das sogenannte Smart Grid, ein computergestütztes Fernlenksystem, wird der Konsum eingeschränkt. So sollen die Elektrizitätswerke bei Wind- oder Sonnenflaute zum Beispiel Kühlschränke, Waschmaschinen oder Wärmepumpen in den Haushaltungen automatisch herunterfahren können; beim Tesla in der Garage könnte sogar die Batterie zur Stabilisierung des Netzes angezapft statt geladen werden (man sollte dann einfach nicht wegfahren). Nur fällt bei diesem Regime der grösste Vorteil des elektrischen Stroms weg: die fast beliebige Verfügbarkeit zu jedem Zeitpunkt. Da die grossen Verbraucher (Eisenbahn, Industrie, Dienstleister) den Betrieb kaum den Lau-

nen der Witterung anpassen können, müsste man sie vom geplanten Zwangsregime ausnehmen.

8 — **Hightech:** Die Energiewende setzt auf technische Erfindungen, die erst noch erfolgen müssen. Doch der Fortschritt lässt sich nicht planen. So sollte ursprünglich die Geothermie ihren Anteil zur Energiewende beisteuern; seit dem Scheitern sämtlicher Projekte ist davon keine Rede mehr (inzwischen hat man auch gemerkt, dass Geothermiekraftwerke den Untergrund abkühlen und nach wenigen Jahren nicht mehr funktionieren). Tatsächlich weiss kein Mensch, wie die Welt 2050 aussehen wird. Aufstrebende Mächte wie Russland, China oder Indien forcieren nicht nur den Bau von inhärent sicheren Kernkraftwerken der dritten Generation, im Osten wird auch eifrig an Brutreaktoren geforscht, die den Brennstoff mehrfach nutzen und damit lange strahlende Abfälle aus der Welt schaffen. Weltweit befinden sich zurzeit 212 Atomkraftwerke in Planung oder im Bau. Ob Windmühlen und Solarpanels wirklich eine Alternative sind, entscheiden nicht die Planer in Bern, das entscheidet allein der Markt.

In Anbetracht aller Unwägbarkeiten und Widersprüche, die Leuthards Energiewende in sich birgt, fragt man sich augenreißend, warum ihr nicht schon früher Widerstand erwachsen ist. Was zwingt uns eigentlich dazu, etwas am bewährten und sicheren Atom-Wasser-Mix zu ändern, welcher der Schweiz regelmässig Spitzenplätze in den internationalen Energie-Ratings beschert? Ist Gas wirklich umweltfreundlicher als Atom? Welchen Preis zahlen wir für das ungewisse Planspiel Energiewende? Wie steht es um die Versorgungssicherheit und die Wettbewerbsfähigkeit?

Die Erklärung liegt zum einen in der bestechenden Wirkung eines Subventionssystems, das den Geldsegen auf viele Profiteure verteilt. Professoren gieren nach Forschungsgeldern, Bauern nach Nebeneinkünften, Gewerbler spekulieren auf neue Aufträge, Industrielle auf neue Absatzmärkte. Andererseits haben die konservativen und liberalen Politiker und Wissenschaftler schlicht versagt. Sie brachten den Mut nicht auf, den trendigen Mythos vom energetischen Schlaraffenland zu stören. Damit lassen sich schlecht Wählerstimmen gewinnen. Also überliessen sie das dornenvolle Energiethema grünen Fundamentalisten.

Eine besondere Perfidie der Energiewende liegt schliesslich darin, dass die grössten Energiefresser zumindest vorläufig von den Steuern und Abgaben befreit sind. Jene, welche die Zechen bezahlen – die Haushalte, vor allem die Mieter, also der Mittelstand –, haben im Gegensatz zu den Forschern, Bauern, Gewerblern und Industriellen keine Lobby. Aber immerhin können sie in der Schweiz abstimmen. ○

Grüne

Sicher, sauber, selbstbestimmt

Von Regula Rytz — Mit einem Ja zur Energiestrategie fördern wir die Innovation, erhöhen die Wertschöpfung und schaffen neue Arbeitsplätze.

Jahrelang haben sie mich mit Twitter-Nachrichten vor der Stromlücke gewarnt. Jetzt, wo die Stromlücke vor der Tür steht, sind sie plötzlich still geworden. Sie: Das ist eine Gruppe eifriger Energiewende-Gegner, die im Kopf immer noch in den 1970er Jahren lebten. Damals war ihre Welt noch in Ordnung. Atomkraftwerke sprossen wie Tulpen im Frühling, und das Öl war so billig, dass man beim Bau des Einfamilienhauses auf gut dämmende Fassaden und Mehrfachverglasung unbesorgt verzichten konnte. *Tempi passati.* Heute leben wir in einer neuen Realität.

Heute sind Atomkraftwerke in der Schweiz ein Auslaufmodell. 2019 wird das AKW Mühleberg freiwillig stillgelegt. So hat es die BKW AG aus wirtschaftlichen Gründen entschieden. Das älteste AKW der Welt, Beznau 1, produziert bereits seit zwei Jahren keinen Strom mehr. Allerdings unfreiwillig, aufgrund technischer Schwierigkeiten. Selbst Bundespräsidentin Doris Leuthard zweifelt, ob man es je wieder hochfahren kann. Auch das AKW Leibstadt ist angeschlagen. Der Ausstieg aus der Atomenergie scheint damit schneller Wirklichkeit zu werden, als es in den Planspielen der Energiestrategen vorgesehen war. Damit stehen wir vor der Frage: Wie will die Schweiz rund 33 Prozent Atomstrom ersetzen? Und zwar schnell?

Höchst flatterhafte Angelegenheit

Die Gegner der Energiestrategie kommen bei dieser Frage leicht ins Schwitzen. Denn sie haben nur die Hoffnung auf eine noch zu erfindende, bezahlbare «neue» AKW-Technologie zu bieten. Und sie zählen auf zusätzliche Importe von Öl, Gas und Kohlestrom aus dem Ausland. Dass dies eine höchst flatterhafte Angelegenheit ist, hat die Atommacht Frankreich in diesem Winter bewiesen. Wegen unzähliger AKW-Panzen stand das Nachbarland kurz vor dem Blackout. Industrieanlagen drosselten die Produktion, und funktionierende Heizungen gab es nur noch dank Energiehilfen der Nachbarländer. Solche belastende Situationen wollen wir den Menschen in der Schweiz ersparen. Mehr

noch: Mit der Energiestrategie können wir aus der Not eine Tugend machen und unsere energiepolitische Unabhängigkeit stärken.

Die Energiestrategie fördert die Energieeffizienz und die Produktion von erneuerbaren Energien in der Schweiz. Das schafft Arbeitsplätze, Wertschöpfung und Innovation in der lokalen Wirtschaft. Gleichzeitig reduzieren wir den Import fossiler Brennstoffe aus Saudi-Arabien oder Russland. Sehr gross ist auch das Effizienzpotenzial. Seit dem Jahr 2000 haben wir dank neuen Technologien und verantwortungsvollen Unternehmen rund 14 Prozent Energie und über 3 Prozent Strom pro Kopf eingespart. Es liegt noch viel mehr drin. Bei der Beleuchtung oder bei den Haushaltsgeräten sind die Lernkurven steil. Die Gebäudetechnik entwickelt ständig wirksamere Verfahren. Wer hätte vor einigen Jahren darauf gewettet, dass wir Häuser ohne externe Stromversorgung oder fossile Heizung betreiben werden? Heute ist es technisch möglich und finanziell tragbar. Die billigste Energie ist bekanntlich die, die gar nicht erst produziert werden muss.

Die Energiestrategie 2050 ist ein pragmatischer Kompromiss. Sie stützt in einer schwierigen Übergangsphase die einheimische Wasserkraft, sie ermöglicht mit einer befristeten Anschubfinanzierung den Abbau der Warteliste bei Solar- oder Biomasseprojekten, sie gibt Anreize zur rascheren Sanierung des Gebäudeparks, und sie beschleunigt den Umstieg auf verbrauchsärmere Fahrzeuge.

Ich gebe zu: Wir Grünen wären gerne schneller vorangegangen. Aber wir tragen den Kompromiss aus Überzeugung mit. Denn entweder machen wir gemeinsam einen Schritt vorwärts und nutzen unsere einheimischen Rohstoffe und das Innovationspotenzial. Oder wir bleiben mit den Nuklear-Nostalgikern und den Ölsüchtigen in den 1970er Jahren stecken. Das wäre schlecht fürs Klima, fürs Portemonnaie und für die Schweiz. Leben Sie nicht im Gestern – sagen Sie ja!

Die Energiestrategie 2050 ist ein pragmatischer Kompromiss. Sie stützt in einer schwierigen Übergangsphase die einheimische Wasserkraft, sie ermöglicht mit einer befristeten Anschubfinanzierung den Abbau der Warteliste bei Solar- oder Biomasseprojekten, sie gibt Anreize zur rascheren Sanierung des Gebäudeparks, und sie beschleunigt den Umstieg auf verbrauchsärmere Fahrzeuge.

Ich gebe zu: Wir Grünen wären gerne schneller vorangegangen. Aber wir tragen den Kompromiss aus Überzeugung mit. Denn entweder machen wir gemeinsam einen Schritt vorwärts und nutzen unsere einheimischen Rohstoffe und das Innovationspotenzial. Oder wir bleiben mit den Nuklear-Nostalgikern und den Ölsüchtigen in den 1970er Jahren stecken. Das wäre schlecht fürs Klima, fürs Portemonnaie und für die Schweiz. Leben Sie nicht im Gestern – sagen Sie ja!



Regula Rytz.

«Mit der Energiestrategie können wir aus der Not eine Tugend machen.»

Regula Rytz ist Nationalrätin und Präsidentin der Grünen Partei Schweiz.

«Es ist eine Wette auf die Zukunft»

Von Alex Reichmuth — Philippe Roch befürchtet, dass Windparks die Landschaft zerstören. Der Schweizer Öko-Pionier kämpft darum gegen das Energiegesetz. Atomstrom könne man durch andere Alternativenenergien ersetzen, ist der frühere Chef des Bundesamts für Umwelt überzeugt. Nur: durch welche?

Philippe Roch, laut Energieministerin Doris Leuthard sind Windparks elegant.

Das ist die persönliche Wertung von Bundesrätin Leuthard. Windanlagen haben aber sicher nichts mit Natur zu tun. Schon heute ist die Landschaft stark beeinträchtigt. Jetzt sollen tausend Windräder aufgestellt werden. So viele Anlagen braucht es, wenn der Bund wie beabsichtigt 7,5 Prozent des Stroms durch Wind erzeugen will. Das neue Energiegesetz ermöglicht den Bau von Windanlagen selbst in Landschaften von nationaler Bedeutung. Ich habe mich mein ganzes Leben lang für die Natur eingesetzt. Darum wehre ich mich gegen solche Pläne.

Fast die ganze Umweltschutzbewegung ist aber für das Energiegesetz.

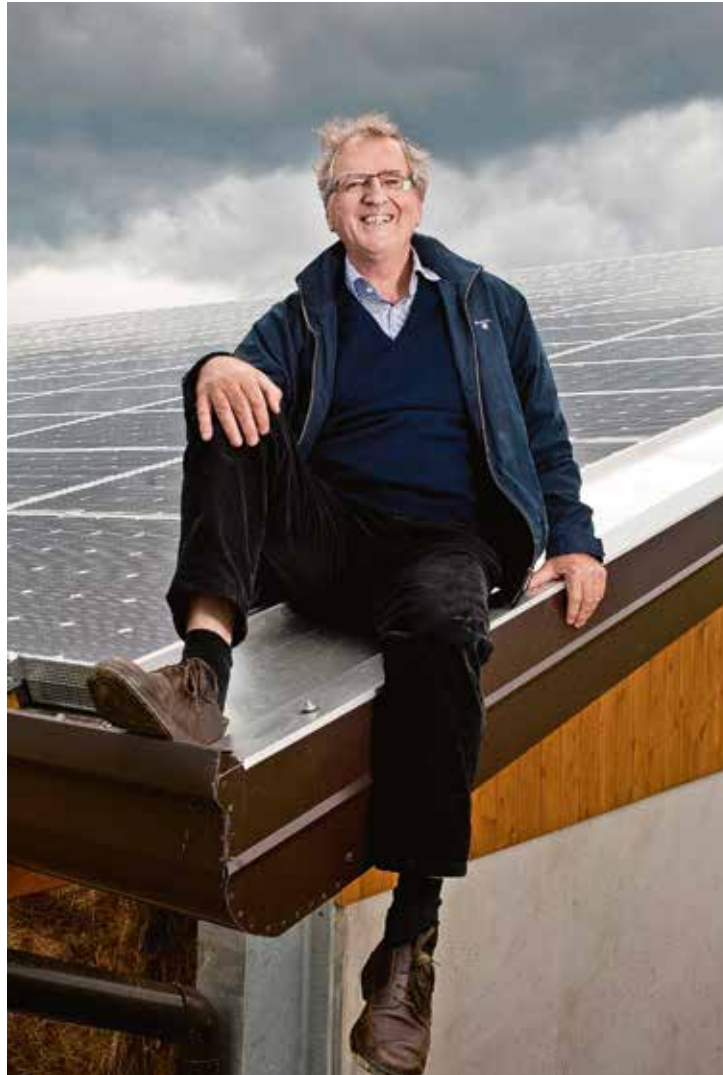
Man muss diese Unterstützung politisch deuten. Der Kampf gegen die Atomkraft hat die Bewegung seit je geeint. Auch ich bin dezidiert gegen AKW. Entscheidend war der Moment, als die grossen Energieunternehmen des Landes, die vorher nie ein Interesse an Windenergie hatten, plötzlich dafür waren. Umweltschützer und links-grüne Politiker sahen diesen Umschwung als eine historische Chance, den Atomausstieg zu schaffen. Windkraftwerke sind so zu einem Symbol der Umweltbewegung geworden. Darum beurteilt man diese Anlagen nicht mehr objektiv.

Selbst der WWF, den Sie früher geführt haben, ist in die Pro-Allianz eingebunden.

Ich bedaure das. Der WWF als Naturschutzorganisation ist vom richtigen Weg abgekommen, wenn er die Windenergieförderung mitträgt. Ich finde es zwar richtig, dass sich der WWF auch in Sachen Energie zu Wort meldet. Aber der Naturschutz sollte bei ihm an erster Stelle stehen.

Befürchten Sie weitere schädliche Auswirkungen auf die Natur?

Es besteht eine gewisse Gefahr, dass freistehende Solaranlagen gebaut werden, obwohl es heute keine solchen Pläne gibt.



«Neue Atomkraftwerke wird es sowieso nicht geben»: Philippe Roch.

Es gibt genug Dächer, um Solarpanels zu montieren. Heikel bezüglich Landschaftsschutz ist auch die Förderung neuer Wasserkraftwerke mittlerer Grösse.

In einigen Jahrzehnten wird das letzte AKW vom Netz gehen. Wie kann man die knapp vierzig Prozent des Stroms, die heute nuklear erzeugt werden, ersetzen?

Am wichtigsten ist, den Stromverbrauch so weit wie möglich zu verringern. Ich zweifle aber, ob es realistisch ist, den Verbrauch um dreizehn Prozent pro Person zu reduzieren, wie es der Bund anstrebt. Der Bund will ja gleichzeitig die Elektromobilität fördern und Ölheizungen durch Wärmepumpen ersetzen. Beides bedingt zusätzlichen Strom. Dennoch müssen wir alles unternehmen, um den Atomausstieg möglich zu machen.

Wie kann man den Atomstrom ersetzen?

In erster Linie durch mehr Effizienz und durch Solarstrom.

Solaranlagen liefern aber im Winter, wenn am meisten Strom gebraucht wird, fast keine Energie – etwa bei Nebellagen. Da nützt es nichts, viele Solarpanels zu montieren.

Tatsächlich ist die Solarstromproduktion im Winter gering. Aber man kann Wasser aus Stauseen zur Stromerzeugung nutzen.

Die Stauseen sind schon jetzt, wo die AKW noch am Netz sind, am Ende des Winters jeweils leer. Es fehlt das Wasser, um im Winter zusätzlichen Strom zu erzeugen.

Der Anteil des Stroms, der von Windanlagen käme, wäre klein. Diesen Teil kann man leicht durch mehr Sonnenstrom decken, über das ganze Jahr gesehen.

Jahresproduktionen anzuführen, ist irreführend. Strom muss dann erzeugt werden, wenn er gebraucht wird, da Speichersysteme weitgehend fehlen. Für die Versorgung im Winter nützt es nichts, wenn Solaranlagen im Sommer ganz viel Strom erzeugen.

Man kann Wasser im Sommer mittels überschüssigen Solarstroms in Stauseen pumpen und es dann im Winter turbinieren.

Das geht nicht auf. Man müsste zusätzliche Pumpspeicherwerke bauen, was Milliarden kosten würde. Die Planung dazu müsste heute beginnen. Aber Investoren fehlen.

Man kann auch Biomasse und Abfälle sowie die Geothermie nutzen, um im Winter genug Strom zu haben.

Alle Versuche, in der Schweiz Strom durch Erdwärme zu erzeugen, sind gescheitert. Sie setzen auf das Prinzip Hoffnung.

Ja, ob man mittels Erdwärme in der Schweiz je Strom erzeugen kann, ist offen.

Im Winter liefern Atomkraftwerke heute oft weit über fünfzig Prozent des Stroms. Und diesen Strom wollen Sie also im Wesentlichen durch Verfeuerung von Abfällen und organischem Material ersetzen?

Es wird wohl Situationen geben, in denen wir auf Stromimporte angewiesen sind.

Dann bekommen wir mit hoher Wahrscheinlichkeit Kohlestrom aus Deutschland. Das kann nicht das Ziel sein.

Schon heute exportiert Deutschland eine grosse Menge erneuerbaren Stroms zu einem sehr tiefen Preis.

Aber nicht im Winter. Dann haben die Deutschen selber zu wenig Strom. Das Land wird sich in Zukunft selber mit Kohlestrom versorgen müssen, wenn es seine letzten AKW wie geplant abstellt.

Das Volk muss bei der anstehenden Abstimmung nur entscheiden, ob es Alternativstrom stärker fördern und den

«Der WWF ist vom richtigen Weg abgekommen, wenn er die Windenergieförderung mitträgt.»

Energieverbrauch reduzieren will. Das hat nichts mit Atomstrom zu tun.

Doch. Im neuen Energiegesetz ist der Bau neuer Atomkraftwerke ausgeschlossen.

Neue Atomkraftwerke wird es sowieso nicht geben. Das hat nichts mit der Energiestrategie des Bundes zu tun.

Die Politik gaukelt dem Volk vor, Alternativstrom könne den Atomstrom ersetzen. Auch Sie behaupten das.

Klar, es ist eine Wette auf die Zukunft. Aber es hängt vom politischen Willen ab. Es gibt heute niemanden, der ein neues Atomkraftwerk finanziert – selbst, wenn die Politik grünes Licht für einen Neubau gäbe. Zudem akzeptiert die Bevölkerung neue Nuklearanlagen nicht. Es ist sinnvoll, den Atomstrom so weit wie möglich zu ersetzen, indem man Alternativenergie fördert. Wichtig ist, dass die Richtung stimmt.

Falls das Volk das Energiegesetz ablehnt: Was müsste dann konkret passieren?

Es müsste eine neue Version des Gesetzes ausgearbeitet werden. Ich wünsche, dass die Paragraphen, die den Bau von Windkraftwerken in geschützten Landschaften ermöglichen, wegfallen. Zudem sollte das Energiegesetz einfacher formuliert sein. In der heutigen Form wird es viele komplexe Verordnungen zur Folge haben. Der Bund brauchte viele neue Staatsangestellte, um das jetzige Energiegesetz umzusetzen. Es würde ein Bürokratiemonster generiert. Der private Sektor sollte im Energiebereich deutlich mehr Gewicht bekommen.

Philippe Roch, 67, war Direktor des Bundesamts für Umwelt, Wald und Landschaft (heute Bundesamt für Umwelt). Zuvor führte er den WWF Schweiz. Er ist Mitglied der CVP.

Demokratie

Übergriff auf die Natur

Von Alex Reichmuth — Gestaute Bäche und Hügel voller Windräder: Das neue Energiegesetz bedroht die Umwelt und schränkt die Mitsprache der Bevölkerung ein.

Das Unheil für die Natur kündigt sich auf Seite 8 des «Bundesbüchleins» zur Abstimmung über das Energiegesetz an: Dem Bau von Anlagen für erneuerbare Energien komme neu ein «nationales Interesse» wie dem Natur- und Heimatschutz zu, schreibt der Bundesrat dort. «Die Behörden müssen die beiden Interessen bei der Bewilligung grosser Wasser- und Windkraftanlagen gleich gewichten.» Jeder Fall sei «einzeln zu beurteilen».

Hinter der Formulierung verbergen sich Gesetzesparagrafen, die zur Zerstörung vieler Landschaften und Naturgebiete führen könnten. Indem Windkraftanlagen und Speicherkraftwerken ein «nationales Interesse» zugestanden wird, können diese selbst in Gebieten gebaut werden, wo der Schutz der Landschaft bisher oberste Priorität hat. Es braucht künftig nur eine «Interessenabwägung» der Behörden, um solchen Bauten allenfalls Vorrang zu geben, wie es in Artikel 12 heisst. Diese Wasser- und Windkraftanlagen müssen zwar eine gewisse Mindestbedeutung haben, was ihren Beitrag zur Stromversorgung angeht, damit sie in geschützten Landschaften errichtet werden dürfen. Aber der Bundesrat bekommt mit Artikel 13 quasi einen Blankoscheck in die Hand, um selbst das zu unterlaufen: Er kann Energieanlagen «trotz Nichterreichens der erforderlichen Grösse und Bedeutung» ein

nationales Interesse zugestehen und so durchsetzen, dass sie gebaut werden.

Der Konflikt mit dem Landschaftsschutz ist kein Zufall. Windanlagen müssen zwangsläufig an exponierten Stellen stehen, wo sie nun mal von weither sichtbar sind. Neue Wasserkraftanlagen kann man fast nur in abgelegenen Gebieten bauen, die kaum anderweitig genutzt werden. Solche Gebiete zeichnen sich oft durch eine noch kaum beeinträchtigte Landschaft aus.

Beschwerden nur noch in Ausnahmefällen

Beim Bund weiss man, dass beim Bau von Windanlagen und Wasserkraftwerken mit Widerstand zu rechnen ist. Er hat im Energiegesetz darum die Mitsprache von Bevölkerung und Fachleuten eingeschränkt. Zum einen sollen die Bewilligungsverfahren für Energiebauten beschleunigt werden. Anlagen, «die vorübergehend und zur Prüfung der Standort-

Beim Bund weiss man, dass beim Bau von Windanlagen mit Widerstand zu rechnen ist.

eignung von Vorhaben [...] gebaut werden sollen», brauchen gar keine Baubewilligung mehr, wenn es der Bundesrat will. Weiter sollen die Fachstellen für Naturschutz nur noch drei Monate Zeit haben, um Gutachten zu Energieanlagen einzureichen. Auch sind Beschwerden gegen Stromanlagen an das Bundesgericht nur noch in Ausnahmefällen möglich.

Da sich solche Regeln als Bumerang erweisen können, kämpfen zahlreiche Naturschützer im Umwelt-Komitee gegen das Energiegesetz – etwa Hans Weiss, früherer Geschäftsführer der Stiftung Landschaftsschutz, und Philippe Roch, ehemaliger WWF-Chef (Interview links). Aber auch die Eidgenössische Natur- und Heimatschutzkommission (ENHK) unter Führung von alt Regierungsrat Herbert Bühl (Grüne) hat mehrfach grosse Bedenken angemeldet – zuletzt in einem Schreiben vor einem Monat: Die ENHK bemängelte darin vor allem, dass die Mindestbedingungen für den Bau von Energieanlagen in geschützten Landschaften viel zu lax seien. Das Konzept des nationalen Interesses werde damit «vollends ad absurdum» geführt. Die Kommission warnte davor, dass die Schutzwürdigkeit dieser Landschaften «komplett ausgehebelt» werde. Die Ziele des Natur- und Heimatschutzes würden «in einem wohl frivolen Ausmass» unterlaufen. ○



«Frivoles Ausmass»: Windkraftanlage im Wallis.

Getrampel und Getrumpel

Von Christoph Mörgeli

Reisen bildet. Bildet Reisen? Peter Winkler von der *Neuen Zürcher Zeitung* hat in seinem Berufsleben ein grosses Stück Welt gesehen. Er weilte einst als IKRK-Delegierter im Sudan und in Sri Lanka. Dann berichtete er für die *NZZ* nacheinander aus Afrika, Moskau und Brüssel. Eine je nach Standpunkt auf- oder absteigende Karriere. Seit 2011 schreibt Peter Winkler als Washington-Korrespondent über das Geschehen in der führenden Weltmacht. Das tat er auch in der letzten Wochenendbeilage.

Weil's so bequem ist, wartete er mit dem abgedroschenen Vergleich von Donald Trump, Silvio Berlusconi und Christoph Blocher auf: «Vor den USA hatten schon Italien und die Schweiz erfahren, dass erfolgreiche und wohlhabende Unternehmer zwar auch darin erfolgreich waren, politische Landschaften umzupflügen und eine Aufbruchstimmung zu schaffen, dass sie aber in der Regierungsverantwortung eine durchgezogene Bilanz hinterliessen.» Es bedarf einer eigenartigen politischen Beobachtungsgabe, Christoph Blochers mittlerweile 43 Jahre dauernde politische Tätigkeit mit dem Begriff «ungeduldige Hektik» zu umschreiben. Und Blocher in Verbindung zu bringen mit Trumps «totaler Unerfahrenheit in politischen Prozessen».

Als Blocher 1974 seine Laufbahn im Gemeinderat Meilen begann, war er noch längst nicht der «erfolgreiche und wohlhabende Unternehmer». Dennoch setzt Brechstangenjournalist Winkler Blochers Weg als Kantonsrat, Nationalrat und Bundesrat mit jenem zweier Quereinsteiger gleich. Und was genau versteht der *NZZ*-Mann unter «durchzogener Bilanz» im Bundesrat? Etwa die drastische Reduktion der Asylanträge? Blochers mit fast 70 Prozent siegreiche Volksabstimmung über das neue Asyl- und Ausländerrecht? Meint er das unter ihm verabschiedete, überarbeitete Strafrecht? Oder das von der Amtsvorgängerin völlig vermastete Bundesgerichtsgesetz, das Blocher ziemlich einstimmig durch beide Parlamentskammern brachte?

Doch fast erschreckender als das politische Fehlurteil der *NZZ* ist das wirtschaftliche. Wie stellt man sich dort mittlerweile eigentlich einen erfolgreichen Unternehmer vor? Mit «Opposition als Programm», «Rhetorik des starken Mannes», «amateurhaftem Vorprellen», Entscheiden «per Federstrich». Längst haben in der Redaktion des Wirtschaftsblatts seltsame Ansichten über die Wirtschaft Einzug gehalten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Rösti fällt in den Röstigraben

Von Peter Bodenmann — SVP-Präsident Rösti greift seinen Vizepräsidenten Freysinger öffentlich an.



Problembar: SVP-Präsident Rösti.

Die Parteispitze und das Imperium Herrliberg liessen die welschen Kantonalsektionen fallen. Weder die Blochers noch der Rösti machten den Sprung über den Röstigraben, obwohl Christoph Blocher der einzige politische SVP-Magnet in der Westschweiz ist.

Anstatt vor der Wahl helfend und korrigierend einzugreifen, greift Rösti nach Freysingers Abwahl seinen Vizepräsidenten öffentlich an. Ein in der Schweiz recht einmaliger Vorgang.

Der Freisinn wollte im Wallis den Proporz für die Staatsratswahlen einführen. SP und Grüne unterstützten den Vorschlag. Die SVP offiziell auch. Faktisch organisierte Oskar Freysinger hintenrum sechs SVP-Stimmen gegen den Proporz. Ein Eigengoal der Sonderklasse: Hätte Freysinger den Proporz nicht verhindert, so wäre er noch Staatsrat.

Die CVP Wallis geht zum Dank mit aller Härte gegen die SVP vor. Die Partei, die trotz Verlusten immerhin noch 16 Prozent der Wählerinnen und Wähler repräsentiert, bekam keinen Sitz im Verwaltungsrat der Walliser Kantonalbank.

Repression ist ansteckend: Jean-Marie Bornet, der Sprecher der Kantonspolizei, kandidierte als Staatsrat. Er wurde während des Wahlkampfes freigestellt. Und machte mit 20 000 Stimmen ein gutes Resultat. Weil er die bisherige Politik der Regierung konkret kritisierte.

Das ging den bisherigen Staatsräten auf den Keks. Einstimmig – auf Betreiben von Freysin-

ger – entschieden sie, Bornet zu entlassen. Auch für die SP-Staatsrätin hatte Bornet nicht das Recht, die «Obrigkeit» zu kritisieren. So, so. Dabei macht genau das die Demokratie aus.

Derweil wird Rösti zum Problembar. Der Wasserwirtschaftsverband – dessen Präsident er ist – will die Wasserzinsen massiv senken. Präsident der Gemeinde Naters ist SVP-Nationalrat Franz Ruppen. Seine wegen Fehlinvestitionen in den Tourismus hochverschuldete Gemeinde wird – wenn Rösti durchkommt – jedes Jahr 1,5 Millionen Franken Wasserzinsen verlieren.

Das neue Energiegesetz will die Wasserkraftwerke zeitlich begrenzt mit Subventionen unterstützen. Auch dagegen läuft der SVP-Parteipräsident Sturm. Schon in den neunziger Jahren läuteten die Totenglocken der Wasserkraft. Die Branche wollte Subventionen für nicht amortisierbare Investitionen. Kurz darauf erholten sich die Preise.

Der Wasserzins ist die Miete zur Nutzung der Wasserkraft. Wer diese nicht mehr bezahlen will oder kann, soll seine Beteiligungen verscherbeln oder die Werke heimfallen lassen. Abnehmer finden sich im In- und Ausland genügend.

Ein Haushalt bezahlt heute zwanzig Rappen für eine Kilowattstunde. Davon fliessen nicht einmal 1,5 Rappen ins Berggebiet. Und genau auf diese 1,5 Rappen hat es Rösti abgesehen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Käuze des Kapitalismus

Von Kurt W. Zimmermann — Die *Neue Zürcher Zeitung* hat beschlossen, kein kapitalistisches Unternehmen mehr zu sein.

Zuerst das Wichtigste. Zum Aperitif gab es Champagne Grand Cru von Bonville, dann Grünspargel mit Peperoni-Salsa, ein irisches Rindsfilet mit Süsskartoffelpüree, zum Schluss Crème brûlée und Knusperstrudel. Dazu trank man Vidal blanc und Clos d'Agon.

Damit ist das Wichtigste über die Generalversammlung der NZZ-Mediengruppe vom letzten Samstag gesagt. Auf weniger wichtige Fragen, wie die Traktanden, hatten die Aktionäre weniger Appetit. Die gingen ohne Widerspruch durch.

Ohne Widerspruch blieb auch die Präsentation der Firmenspitze zur künftigen Strategie. Das war dann doch etwas erstaunlich. Denn mit ihrer Strategie beschloss die NZZ, kein kapitalistisches Unternehmen mehr zu sein.

Das Rückgrat des Kapitalismus, wie man weiss, ist das Gewinnstreben. Gewinnstreben aber ist bei der NZZ nicht mehr erwünscht. In der früheren Kathedrale des Kapitalismus sitzen nun die Ungläubigen.

Das Management der NZZ muss keine Profitoptimierung mehr betreiben. Es hat nur noch die Vorgabe, die Kapitalkosten zu verdienen. Das entspricht einer bescheidenen Umsatzrendite von 7,5 Prozent. Doch nicht einmal diese Vorgabe wurde im letzten Jahr erreicht. Die Umsatzmarge lag bei 6,2 Prozent.

Zum Glück, kann man nur sagen, schreiben die NZZ-Journalisten keine Finanzanalysen über die NZZ. Unternehmen, die ihre Kapitalkosten nicht verdienen, betiteln sie in ihren Spalten sonst gern als «faule Äpfel».

Das Apfel-Problem wird bleiben. Auch in den nächsten Jahren, so kündete VR-Präsident Etienne Jornod an, rechne er mit sinkenden Gewinnen. Er bedauerte es nicht einmal, er fand es normal. Gewinnstreben? Ach nein. Man will nicht mehr kapitalistisch sein.

Das schlägt sich natürlich in den Zahlen nieder. Mit einem Gewinn von 27 Millionen macht die NZZ derzeit etwa denselben Profit wie vor zwanzig Jahren. Auch der Börsenkurs der NZZ-Aktie liegt genau dort, wo er vor zwanzig Jahren lag.

Der Grund für die Stagnation hat etwas Kauziges. Es ist kauzig, aber auch sympathisch. Denn die NZZ hat, im Gegensatz zu allen andern Medienunternehmen, auch dieselbe Strategie wie vor zwanzig Jahren. Man will das Geld ausschliesslich mit Journalismus verdienen.

Die anderen Medienunternehmen verdienen ihr Geld heute nicht mehr mit Journalismus. Sie verdienen es mit Internet-Handels-



«Faule Äpfel»: NZZ-CEO Veit Dengler.

plattformen, auf denen sie Jobs, Autos, Immobilien, Versicherungen und Waschmaschinen vermarkten. Von all dem will die NZZ nichts wissen. «Unser Geschäft ist die Publizistik» steht zuvorderst und fett im Jahresbericht. Und sonst gar nichts.

«Wenn wir heute noch mehr als 50 Prozent Abhängigkeit vom Journalismus hätten, dann könnte ich nicht mehr ruhig schlafen», sagt hingegen Ringier-Chef Marc Walder. Er sagte es in einem Interview mit der NZZ. Die Tamedia-Spitze sieht es genauso.

In der NZZ-Gruppe hingegen haben sie 90 Prozent Abhängigkeit vom Journalismus. Das finden sie gut. Das Stammblatt *Neue Zürcher Zeitung* verdient keinen Rappen. Auch das finden sie gut.

Im Grunde finden wir alle das gut. Es hat etwas Kauzig-Symphathisches, dass ein Verlag mitten im Strukturwandel felsenfest an den alten Strukturen festhält. Felsenfest glaubt man an das Geschäftsmodell des geschriebenen Worts.

Und nun kommen wir zum Umkehrschluss. Weil sie auch im Hause NZZ wissen, dass man mit Journalismus heute kein Geld mehr verdient, haben sie entschieden, dass sie kein Geld mehr verdienen, sondern Journalismus machen wollen.

Man kann heute nicht mehr Journalismus und Kapitalismus gleichzeitig betreiben.

Ab ins KZ!

Von Henryk M. Broder — Kampagne gegen Antisemitismus.

Der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland, Josef Schuster, hat der *Welt am Sonntag* ein Interview gegeben, in dem es unter anderem um den Antisemitismus ging, «über den man aufgrund der Zuwanderung vermehrt redet». Man müsse sich klarmachen, so Schuster, «dass viele jener Menschen, die nach Deutschland gekommen sind, aus Staaten stammen, in denen Judenhass und Israelfeindlichkeit zur Staatsräson gehören und ihnen dieser Hass über Jahre hinweg eingetrichtert wurde». Deswegen sei es wichtig, «antisemitische Einstellungen in den Integrationskursen zu einem zentralen Thema» zu machen. «Vielleicht liesse es sich einrichten, dass Kursteilnehmer eine KZ-Gedenkstätte oder ein jüdisches Museum besuchen.»



Josef Schuster ist ein kluger, gebildeter Mann. Seine Aufgabe als Vorsitzender des Zentralrates der Juden nimmt er sehr ernst. Er will nicht spalten, er will versöhnen. Dazu gehört, dass er sich den Kampf gegen den Antisemitismus etwa so vorstellt wie eine Kampagne gegen das Rauchen, die mit schockierenden Bildern die Raucher über die Gefährlichkeit des Tabakkonsums aufklären möchte. So soll es auch bei Judenhassern funktionieren, die den Hass «über Jahre hinweg» inhaliert haben. Ein Besuch in einer KZ-Gedenkstätte oder einem jüdischen Museum, und es wird ihnen bewusst, wie ungesund das Rauchen, pardon: der Antisemitismus ist.

Wenn dem so wäre, dürfte es in Deutschland keine indigenen Antisemiten geben, denn Klassenfahrten zu KZ-Gedenkstätten und Besuche von Synagogen und jüdischen Museen gehören längst zum Unterrichtsprogramm. Dazu auch Gespräche mit «Zeitzeugen», den letzten Überlebenden von Konzentrationslagern. Das alles ist gutgemeint, aber ebenso wirkungsvoll wie die Horrorbilder auf den Zigarettenpackungen. Antisemiten, die zu einem KZ-Besuch genötigt werden, kommen nicht geheilt wieder nach Hause. Sie denken darüber nach, ob die Endlösung der Judenfrage nicht doch eine gute Idee war, die nur schlecht exekutiert wurde.

Es gibt noch etwas, was Josef Schuster Sorgen bereitet – das Kopftuchverbot im öffentlichen Dienst. Es sei mit dem Grundgesetz nicht vereinbar. Als Jude bin ich sehr froh darüber, dass der Vorsitzende des Zentralrates der Juden in Deutschland derzeit keine grösseren Sorgen hat.



Warten auf die Superkräfte: Innenminister Berset, Gast der Frauenzunft am Zürcher Sechseläuten.

Bersets krankes Gesundheitsamt

Mehr Überwachung, mehr Bürokratie, mehr Bevormundung – der Gesundheitsminister hat mit seinen dirigistischen Plänen das Vertrauen des Parlaments verspielt.

Von Hubert Mooser

Sechseläuten in Zürich: Gesundheitsminister Alain Berset (SP) marschiert mit rotem Superman-Cape in den Reihen der Frauenzunft mit. Das Bild ist trügerisch. In der Gesundheitspolitik hat der Romand bisher keine Superkräfte entwickelt. Wenn er gefragt wird, wie sich der gigantische Gesundheitsbereich effizienter, besser und eben auch billiger organisieren lasse, pflegt er seit einiger Zeit zu antworten: Sein Departement des Innern (EDI) habe zur Erarbeitung neuer Kostendämpfungsmassnahmen eine Expertengruppe mit internationaler Beteiligung einberufen. Diese werde unter der Leitung der früheren grünliberalen Ständerätin und Zürcher Gesundheitsdirektorin Verena Diener die positiven Erfahrungen anderer europäischer Länder in der Mengen- und Kostensteuerung auswerten und bis im Herbst 2017 Vorschläge für die Schweiz erarbeiten.

Nachdem also sein Bundesamt für Gesundheit (BAG), oberste Gesundheitsbehörde im Lande, jahrelang wolkige Strategien austüftelte, das Parlament mit seiner Kontroll- und Regulierungswut nervte, will man nun mit Hilfe von ausländischen Experten das System, dessen Kosten seit Jahrzehnten ins Masslose wachsen, in ein Gleichgewicht bringen.

«Das ist sehr löblich und erfreulich», findet Erich Ettlín, CVP-Ständerat aus dem Kanton Obwalden. Ettlín gibt aber zu bedenken: «Viele, wenn nicht die meisten Massnahmen zur Kostendämpfung sind bekannt und müssten folglich nicht neu gesucht werden.»

Bersets BAG hat selber zur Reform des Gesundheitsbereichs eine Art rote Bibel verfasst: «Gesundheit 2020». Es ist ein Strategiepapier, wie man die wachsenden Kosten des Gesundheitssystems in den Griff bekommen will. Gesundheitspolitiker wie der Thurgauer Stände-

rat Roland Eberle (SVP) sprechen auch von Bersets Staatsmedizin.

Die Steuerung des Gesundheitssystems von Bern aus, das ist die Schreckensvision einer Branche, die Jahr für Jahr so stark wächst wie kein anderer Industriezweig. Über 73 Milliarden Franken kostet der gesamte Gesundheitsbereich pro Jahr. Die Kosten der obligatorischen Krankenversicherung schlagen mit über 30 Milliarden Franken zu Buche. In keinem anderen Bereich herrscht eine derartige kollektive Verantwortungslosigkeit. Es wird mit hoher und steigender Kadenz geröntgt, gespritzt und operiert, und das alles hat seinen Preis. Seit Einführung der obligatorischen Krankenversicherung (KVG) Mitte der neunziger Jahre durch SP-Bundesrätin Ruth Dreifuss haben sich die Prämien mehr als verdoppelt. Dabei versprach Dreifuss, mit dem neuen System bekomme man Ausgaben und Prämien in den Griff. Aber bis heute

hat man nichts wirklich im Griff. Dennoch verbreitete Berset bisher die gleiche «Ich pack das»-Stimmung wie Dreifuss vor zwanzig Jahren, als sie das Krankenkassen-Obligatorium lancierte. «Das BAG erarbeitet, revidiert und vollzieht aktuell 23 verschiedene Bundesgesetze inklusive der dazugehörigen Verordnungen», sagt BAG-Informationsschef Daniel Bach.

Aber die Rezepte, die Berset im Angebot hat, überzeugen ausser seinen Sozialdemokraten nur wenige. Mehr Eingriff ins System, mehr Überwachung, mehr Kontrollen, mehr Bürokratie und Überregulierung, mehr Prävention. Der letzte Grossversuch aus dem BAG-Labor: Nachdem sich Ärzte, Spitäler und Krankenkassen nicht auf eine Revision des Ärztetarifs (Tarmed) einigen konnten, liess Berset von seinem BAG Tausende Positionen des Ärztetarifs überprüfen und anpassen. Noch gibt sich Berset zuversichtlich und spricht von «dämpfender Wirkung auf die Prämien». Aber mit oder ohne neuen Tarmed werden die Prämien auch in diesem Jahr um über 4 Prozent steigen, wie der Internet-Vergleichsdienst Comparis schon vor Wochen warnte.

Jetzt mischt sich der Bundesrat ein

Eine grosse Reformdebatte ist überfällig, findet inzwischen sogar der Bundesrat, der jahrelang jeden Präventionsunfug aus Bersets BAG durchwinkte. Bundespräsidentin Doris Leuthard hat für kommenden Juni zum Thema Gesundheitspolitik eine Klausur angesetzt. Erstmals seit fünfzehn Jahren wird sich die Gesamtregierung wieder mit Gesundheitspolitik auseinandersetzen. Die Idee dazu kommt nicht von Berset, aber der Gesundheitsminister habe sich dem Ansinnen seiner Kollegen nicht widersetzt, heisst es.

Auch das Parlament will nicht mehr länger dabei zusehen, wie Berset und sein BAG das Gesundheitswesen Stück für Stück immer stärker zentralisieren. «Sobald die Reform der <Altersvorsorge 2020> diskutiert und verabschiedet ist, werden sich die Kommission und

In keinem anderen Bereich herrscht eine derartige kollektive Verantwortungslosigkeit.

dann auch der Rat sehr stark auf die Gesundheitspolitik konzentrieren», kündigte der Präsident der Gesundheitskommission des Ständerates, Konrad Graber (CVP), vor gut einem Monat an. Die Kleine Kammer erbrachte auch sogleich den Tatbeweis. Sie nahm eine Motion von Ständerat Ettlín an, die sie als Grundlage für eine gesundheitspolitische Gesamtschau verwenden will, wie der FDP-Ständerat und frühere Zuger Gesundheitsdirektor Joachim Eder betonte. So unei-

nig sich die verschiedenen Akteure in der Therapie des Gesundheitswesens zuweilen geben, so einig sind sie sich (mit Ausnahme der SP) in der Diagnose einer Fehlfunktion bei Bersets Versuch, das Bundesamt für Gesundheit zu einer Superbehörde aufzubauen, die alle Hebel in der Hand hält, um Kosten, Tarife, Leistungen, Spitaldichte, Ärztopopulation oder Medikamentenpalette von Bern aus zu dirigieren.

Viele Flops im Parlament

Das Vertrauen zwischen dem Parlament und dem BAG ist angeschlagen, und die Chronik des Versagens von Bersets Gesundheitspolitik wird mit jeder Vorlage länger. Wintersession 2015: Berset will den Ärztestopp in dauerhaftes Recht überführen und so den Zulauf ausländischer Spezialärzte verhindern. Das Projekt «Steuerung des ambulanten Bereiches» scheitert jedoch in der Schlussabstimmung des Parlamentes. Das Parlament gleist danach eine eigene Vorlage zum Ärztestopp auf.

Ein halbes Jahr später will Berset die Anzahl der Wahlfranchisen (Selbstbehalt) bei der Krankenversicherung reduzieren und die damit einhergehenden Prämienrabatte kürzen. «Damit hätte er all jene bestraft, welche Rechnungen bis 2500 Franken selber bezahlen, also eine hohe Selbstverantwortung übernehmen», sagt Ständerat Eder. Der Widerstand ist gross, und Berset muss das Projekt wieder zurückziehen.

Bald schlittert der SP-Bundesrat in die nächste Niederlage: Auf die Vorlage «Stärkung von Qualität und Wirtschaftlichkeit in der Krankenversicherung» tritt der Ständerat nicht einmal ein. Eine Ohrfeige.

Berset wollte Fr. 3.50 auf die Prämien schlagen (insgesamt ergäbe das 20 Millionen Franken) und mit dem Geld eine zentralistische Behörde zur Überwachung und Förderung der Qualität realisieren. Jetzt hat die Gesundheitskommission des Nationalrates mit Präsident Ignazio Cassis (FDP) die Ausarbeitung einer Qualitätsvorlage übernommen.

Bei der Festlegung der Medikamentenpreise piff das Bundesgericht den Gesundheitsminister zurück. Pro Jahr wird ein Drittel aller rund 2500 kassenpflichtigen Medikamente überprüft. Wenn nötig, verfügt das Amt eine Preissenkung. Bis 2014 konnten so 600 Millionen Franken eingespart werden. Gegen die Preissenkungen wehrten sich Pharmaunternehmen und bekamen vom Bundesgericht recht. Bersets BAG musste die Regeln zur Festsetzung der Preise für kassenpflichtige Arzneimittel anpassen.

Regelungen zu Tabak, Fleisch, Zucker

«Bei seinen Präventionskampagnen entwickelt das BAG einiges an Eigendynamik», sagt der Appenzeller Ständerat Ivo Bischofberger (CVP). 2012 habe das Parlament das Präventionsgesetz abgelehnt. Aber jetzt sehe es so

aus, als bringe das Amt die gescheiterte Vorlage häppchenweise ins Parlament. Ob mit exzentrischen und provokativen HIV-Kampagnen, fragwürdigen Alkohol- und Wurststudien oder tabakfeindlichen Gesetzesvorlagen, das BAG spielt sich gern als Moralapostel auf, der die Bürger erziehen will. Geplant sind weitere Regelungen betreffend Schall, Laser- und UV-Strahlung, folgen werden solche zu Fleisch, Zucker und Fett. Weil man politisch ein Verbot von Tabak nicht erreichen kann, schikaniert und gängtelt man die Kunden und

Das BAG spielt sich gern als Moralapostel auf, der die Bürger erziehen will.

die Branche so lange mit Vorschriften, Verböten und Einschränkungen, bis sich der Handel nicht mehr lohnt. Im April 2016 startete das BAG einen weiteren Versuch mit einem Tabakgesetz und fiel damit im Parlament prompt wieder einmal auf die Nase.

Irgendwie passt es zu dieser verfahrenen Situation, dass sich Abgänge an Schlüsselstellen des Amtes mehren. Als Berset das EDI übernahm, ging der langjährige Chef der Abteilung Krankenversicherung, Andreas Fallér. Für ihn kam der linke Westschweizer Oliver Peters. Jetzt geht auch Peters nach kurzer Amtszeit, offenbar auch wegen Differenzen mit BAG-Direktor Pascal Strupler, und Berset ersetzt ihn durch seinen persönlichen Mitarbeiter, den früheren SP-Generalsekretär Thomas Christen. Auch Informationsschef und Kampagnenleiter Daniel Bach geht. Weiter verlässt die Leiterin des Bereichs Internationales das BAG. Gehen da ein paar Akteure gerade rechtzeitig von Bord, bevor der nächste Sturm das Schiff erfasst? ○

Umfassende Beratung.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch



Private
Banking

Unter dem Radar

Nach Annahme der Masseneinwanderungsinitiative kürzte der Bundesrat die Kontingente für Arbeitnehmer von ausserhalb der EU. Nur zum Schein, denn heute holen Schweizer Firmen Tausende Angestellte aus Drittstaaten in die Schweiz – ungeachtet festgelegter Höchstzahlen. *Von Florian Schwab*

Das Prinzip der Personenfreizügigkeit ist eindeutig: Es herrscht ein EU-weiter Inländervorrang, bei dem Hunderte Millionen EU-Arbeitskräfte als «Inländer» gelten. Ein Schweizer Unternehmen darf eine Stelle nur dann mit einer Arbeitskraft von ausserhalb der Schweiz und der EU besetzen, wenn sich in dem riesigen Arbeitskräfte-Pool keine geeignete Person findet. Bei solchen hochspezialisierten Tätigkeiten, auf die die Schweizer Wirtschaft nicht verzichten kann, legt der Bundesrat jährliche Höchstzahlen (Kontingente) für Personen aus den sogenannten Drittstaaten fest.

Nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative am 9. Februar 2014 senkte die Schweizer Regierung diese Kontingente für das Jahr 2015 hastig von 8500 auf 6500 Personen. Damit, so bekräftigte das Staatssekretariat für Migration (SEM) Ende 2014, nutze die Schweizer Regierung die «vorhandenen Steuerungsmöglichkeiten» bei der Zuwanderung und setze «einen Anreiz für Schweizer Unternehmen», damit diese «das im Inland vorhandene Arbeitskräftepotenzial noch effektiver ausschöpfen und fördern».

Dieser Schritt wurde von Wirtschaftsvertretern immer wieder kritisiert. So sagte Roche-Chef Severin Schwan letztes Jahr, es sei ihm «überhaupt nicht verständlich, wieso der Bundesrat die Kontingente für Angehörige aus Drittstaaten gekürzt hat». Die Kontingente «decken den Bedarf der Wirtschaft kaum», klagte der Schweizerische Arbeitgeberverband. Und so liess sich der Bundesrat erweichen und machte nach zwei Jahren die Kürzung zur Hälfte wieder rückgängig: Im Jahr 2017 beträgt die Höchstzahl der Zuzüger aus Drittstaaten 7500 Personen.

Mehrere befristete Bewilligungen

Recherchen der *Weltwoche* zeigen allerdings: Der Zuzug aus Drittstaaten ist weit weniger strikt kontrolliert, als das öffentliche Gerangel vermuten lässt. Ja, es besteht ein bisher kaum diskutierter Kanal, über den die Arbeitgeber sich unter Mithilfe der kantonalen Arbeitsmarktbehörden eine grosse Zahl von Arbeitnehmern aus Drittstaaten besorgen können, ohne dass der Inländervorrang überhaupt geprüft wird.

Das Rätsel lässt sich anhand der Artikel 26 und 30 des Ausländergesetzes auflösen. Diese regeln die Zulassungsvorschriften für sogenannte Entsandte aus Drittstaaten und



Der Inländervorrang wird umgangen: indischer Informatiker.

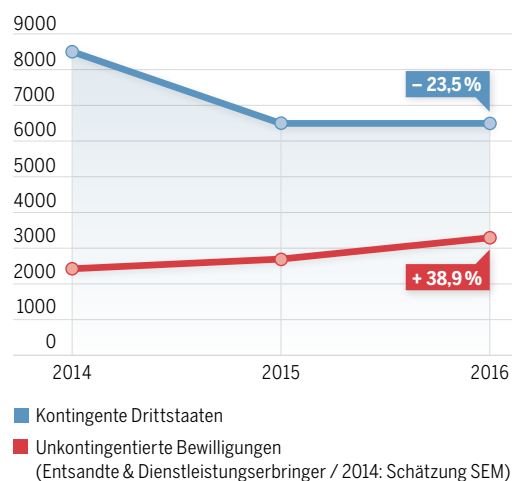
für grenzüberschreitende Dienstleistungserbringer. Im ersten Fall sind es Angestellte, im zweiten Fall handelt es sich um Selbständige, die sich gewissermassen selber «entsenden». In beiden Fällen dürfen die betreffenden Personen für maximal vier Monate in die Schweiz

kommen. In dieser Zeit bleiben sie den gesetzlichen Bestimmungen ihres Herkunftslandes unterworfen. Ein indischer Informatiker bleibt beispielsweise während seiner Tätigkeit in der Schweiz bei seinem Arbeitgeber in Indien angestellt.

Bei solchen Entsandten (und Selbständigen) aus Drittstaaten muss der Schweizer Auftraggeber nicht zuerst auf dem inländischen (inklusive europäischen) Arbeitsmarkt suchen, wie das Amt für Wirtschaft und Arbeit (AWA) des Kantons Zürich bestätigt: In Hinsicht auf «sogenannte Entsendungen von zeitlich befristeten Projektmitarbeitenden» würden die gesetzlichen Bestimmungen «den Inländervorrang ausklammern». Beim Bewilligungsverfahren werde jedoch die Einhaltung der ortsüblichen Löhne überprüft. Hierfür müsse ein sogenannter Entsendevertrag in englischer oder deutscher Sprache vorliegen, der die Arbeitsbedingungen und den Lohn während der Tätigkeit in der Schweiz regle.

Bewilligungen für eine Arbeitsdauer von über vier Monaten fallen dagegen unter die Drittstaaten-Kontingente-Regel. Um diese zu umgehen, hat es sich eingebürgert, für ein

Arbeitnehmer aus Drittstaaten



QUELLE: STAATSEKRETARIAT FÜR MIGRATION

Grosszügige Bewilligungspraxis.

und dieselbe Person mehrere befristete Bewilligungen hintereinander zu schalten, so dass sie nicht auf dem Kontingentsradar aufscheinen.

Genauere Angaben darüber, wie viele Ausländer unter den Titeln «Entsandte» oder «Selbstständige» aus Drittstaaten im Kanton Zürich arbeiten, macht das AWA nicht. Weder unterscheidet die Statistik zwischen befristeten und unbefristeten Bewilligungen, noch sind die Entsandten speziell ausgewiesen. Die Behörde schätzt die Anzahl Bewilligungen ausserhalb der Kontingente im Kanton auf ungefähr 2000 im Jahr 2016.

Eine etwas bessere Übersicht als beim Kanton hat man beim Bund. Laut SEM werden seit 2015 die Entsandten und grenzüberschreitenden Dienstleistungserbringer separat erfasst. Die Zahl der Personen mit Arbeitsbewilligung ausserhalb der Kontingente habe schweizweit von etwa 2300 im Jahr 2014 (geschätzt) auf 3218 im Jahr 2016 zugenommen (siehe Grafik). Einer Verknappung der Kontingente um 23,5 Prozent zwischen 2014 und 2016 steht damit eine Ausdehnung

Wie sehr sich das Ventil öffnet oder schliesst, liegt in der Hand der kantonalen Arbeitsämter.

der Kurzaufenthalter aus Drittstaaten ausserhalb der Kontingente um 38,9 Prozent gegenüber. Die Kontingente für Drittstaaten mögen sich verknappen haben, aber der Kanal «Entsendung» ist grösser geworden.

Offenbar finden manche Arbeitgeber Mittel und Wege, um sich mit Arbeitskräften aus dem fernen Ausland einzudecken – Inländervorrang hin oder her. Wie sehr sich dieses Ventil öffnet oder sich schliesst, liegt in der Hand der kantonalen Arbeitsämter. Und diese haben nur selten ein Interesse daran, grosse Unternehmen zu vergraulen und damit Investitionsentscheide zuungunsten des eigenen Kantons zu provozieren. Währenddessen ist es für kleinere Unternehmen laut Schilderungen von Betroffenen ungleich schwieriger, die benötigten Bewilligungen zu bekommen.

Die grosszügige Bewilligungspraxis namentlich in der Finanzindustrie hat schon öffentliches Aufsehen erregt. So kritisierte der *Tages-Anzeiger* im Jahr 2014 die Grossbank Credit Suisse, weil sie in ihren Informatikabteilungen in Zürich zunehmend auf indische IT-Gastarbeiter vertraue, während immer mehr Schweizer Bankinformatiker arbeitslos würden. Das AWA hat letztes Jahr ein freiwilliges «Monitoring» zu dem Thema durchgeführt, an dem rund zwanzig Finanzinstitute teilnahmen. Fazit: «Es konnte keine Verdrängung inländischer Informatiker durch Informatiker aus Drittstaaten festgestellt werden.» ○

Wirtschaft

Kampf um die Löhne

Die geburtenstarken arbeitsamen Jahrgänge gehen langsam auf die sechzig zu. Das hat am Arbeitsmarkt Folgen für jüngere Generationen, die bisher kaum diskutiert werden.

Verdrängen ausländische Arbeitnehmer mehr und mehr Schweizer von ihren Arbeitsplätzen in ihrem eigenen Land? Dieser Schluss liegt nahe, wenn man auf die Zahlen schaut, die vom Schweizer Fernsehen unter den grossen börsenkotierten Schweizer Unternehmen kürzlich erhoben wurden. Die zwanzig Unternehmen, die im Börsenindex SMI zusammengefasst sind, wurden angefragt, wie sich die Zahl der Schweizer und der Ausländer im Schweizer Geschäft ihrer Konzerne 2016 verändert habe. Fünfzehn haben geantwortet. Demnach haben die mit Ausländern besetzten Jobs insgesamt um knapp 1800 zugenommen, die der Schweizer um knapp 2700 abgenommen. Am stärksten war die Verlagerung von In- zu Ausländern in den Grosskonzernen Nestlé, Novartis, Roche und Swisscom. Swisslife, Julius Bär, Lafarge-Holcim oder Geberit stärkten dagegen den Schweizer Teil. Die zitierten Unternehmen mit ihren gut 100 000 Stellen im Inland erlebten laut Angaben eine Erhöhung der Ausländerquote von 39 auf 41 Prozent.

Verschärfter Verteilungskampf

Es gab etliche Erklärungen zu den Verschiebungen. Bei Nestlé und Swisscom spielte der Kauf von Firmen eine Rolle, und verschiedentlich wies man darauf hin, dass bei der Suche nach Spezialisten der Heimmarkt oft zu wenig ergiebig sei. Beim Roche-Konzern, der in der Schweiz einen Ausländeranteil von rund 60 Prozent hat, wird betont, dass es beim internen Rekrutieren naturgemäss viele ausländische Interessenten gebe, bisweilen seien Schweizer Bewerbungen rar; selbst die Lehrstellen könnten nicht alle mit Schweizern besetzt werden.

Boris Zürcher, Leiter der Direktion Arbeit im Staatssekretariat für Wirtschaft, weist darauf hin, dass in der Spitzenliga der Schweizer Wirtschaft beim Rekrutieren von Spezialisten international gesucht werden müsse. Aus den Erhebungen und Beobachtungen des Bundes sei aber nicht ersichtlich, dass es am Arbeitsmarkt zu einer Verdrängung der Schweizer oder zu namhaftem Druck auf die Löhne komme. In den Bran-

chen, die stärker der internationalen Preiskonkurrenz ausgesetzt seien, finde zurzeit ein Strukturwandel statt, der sich eben auch in Arbeitslosenzahlen und der Lohnentwicklung niederschläge. In Branchen unter starkem Anpassungsstress werde das Thema Weiterbildung wichtiger, vor allem auch mit Blick auf die älteren Arbeitnehmer.

Die 50- bis 65-jährigen Arbeitnehmer rücken immer stärker ins Rampenlicht, gerade auch mit Blick auf die Proportionen Schweizer/Ausländer. Am Dienstag fand unter der Leitung des Wirtschaftsdepartements die dritte «Nationale Konferenz zum Thema ältere Arbeitnehmende» statt. Dabei wurde bekräftigt, dass die Arbeitslosenquote in dieser Generation zwar unterdurchschnittlich ist, dass



Boris Zürcher.

es für Arbeitslose in diesem Alter aber schwieriger ist, wieder eine Stelle zu finden. An der Konferenz rief man dazu auf, die Rückkehr dieser Altersgruppe in den Arbeitsmarkt zu «optimieren», den Fachkräftemangel zu bekämpfen und das Inländerpotenzial besser zu nutzen.

Weitaus elektrisierender war aber die auf den ersten Blick zuversichtlich scheinende Feststellung, der Anteil der Gruppe der Älteren an den Erwerbstätigen sei stark am Wachsen, zumal immer mehr unter ihnen arbeiteten. Mit andern Worten: Die geburtenstarken Jahrgänge kommen der Pensionierung näher. Das hat zwei brisante Folgen. Erstens: Wenn diese in den Ruhestand gehen, werden die Firmen den Ersatz dafür in den geburtenschwachen jüngeren Jahrgängen rekrutieren. In den jungen Generationen sind Schweizer rarer als in den älteren, also drückt dies die Entwicklung weiter in Richtung eines höheren Ausländeranteils. Zweitens und noch explosiver: Da mit dem Alter typischerweise auch der Lohn steigt, jedenfalls der Tendenz nach, heisst das, dass eine wachsende Gruppe von Arbeitnehmern lohnmässig immer teurer wird. Was bleibt dann für die Jüngeren übrig? Die Firmen werden ihre Lohnsumme in Grenzen halten wollen, so dass man sich wohl auf einen verschärften Verteilungskampf um den Lohn zwischen Jung und Alt einstellen muss. *Beat Gygi*



Dickes Geschäft: temporäre Wohnsiedlung für Asylsuchende in Zürich.

Huber-Hotz und der Zuger Asylfilz

Die Rotkreuz-Präsidentin und frühere Bundeskanzlerin Annemarie Huber-Hotz will Zehntausende von zusätzlichen «Flüchtlingen» aufnehmen. Ihre Familie verdient mit dem Asylgeschäft Millionen, zum Beispiel in Baar ZG. Huber-Hotz streitet ab. *Von Philipp Gut*

Im April 2015 sorgte Annemarie Huber-Hotz, Präsidentin des Schweizerischen Roten Kreuzes und ehemalige Bundeskanzlerin der Schweizerischen Eidgenossenschaft, für fette Schlagzeilen. «In der Schweiz leben heute 80 000 anerkannte und vorläufig aufgenommene Flüchtlinge», sagte sie der *Schweizer Illustrierten* (SI). «Das entspricht zwei Prozent der ausländischen Bevölkerung. Eine verschwindend kleine Zahl!» Und weiter: «1871 hat die Schweiz innerhalb von drei Tagen 80 000 Soldaten der französischen Bourbaki-Armee aufgenommen. Das muss die Schweiz heute erneut machen: Wir haben Platz für weitere 80 000 Flüchtlinge.» Verschiedene Medien von *Blick* bis *20 Minuten* griffen die Aussage auf.

Als Bundeskanzlerin sei Huber-Hotz «eine der mächtigsten Politikerinnen» gewesen, meinte die SI weiter. «Auch heute hat ihr Wort Gewicht. Denn als Präsidentin des Roten Kreuzes leitet sie das grösste Schweizer Hilfswerk. Die Frau mit der leisen Stimme fordert mehr Solidarität mit Flüchtlingen – und ruft dafür auch ehemalige Bundesräte auf dem Handy an.»

Die Forderung von Huber-Hotz nach «mehr Solidarität» und mehr «Flüchtlingen» in der



Annemarie Huber-Hotz.

Der Hotz-Clan witterte eine doppelte Chance, um aus der Asylmisere Kapital zu schlagen.

Grössendimension der Stadt Luzern war nicht so selbstlos und idealistisch, wie es den Anschein hatte. Dies zeigen merkwürdige Vorgänge rund um ein neues Asylzentrum in Baar ZG. Es begann im August 2015: Damals wurde ruckbar, dass der Gemeinderat eine neue Asylunterkunft mitten im Dorfzentrum plant. Die lokale SVP hatte Wind davon bekommen und stellte unbequeme Fragen. Zu den Kritikern gehörten Nationalrat Thomas Aeschi und Kantonsrat Beni Riedi, die beide in der Nähe der geplanten Asylunterkunft wohnen. Gemeindepräsident Andreas Hotz (FDP) – nicht verwandt mit Huber-Hotz – war nicht erfreut dass die Sache zu diesem Zeitpunkt bekannt wurde, lieber hätte er das Projekt heimlich vorangetrieben: «Wir werden intern noch prüfen, wie diese Information durchsickern konnte», drohte er. Hotz bestätigte aber via Lokalzeitung, dass «Privatpersonen» auf den Gemeinderat zugekommen seien, um abzuklären, ob der Bau einer Asylunterkunft auf einem privaten Grundstück im Dorfzentrum möglich sei. Um wen es sich bei diesen Privatpersonen handelte, verriet er allerdings nicht.

Erst später kam ans Licht, wer dahintersteckte: die Familie Hotz beziehungsweise die Hotz Obermühle AG. Prominentes Familien-

mitglied ist Rotkreuz-Präsidentin Annemarie Huber-Hotz. Diese sass sogar gemeinsam mit ihrer Schwester Rosmarie Müller-Hotz bis vor wenigen Jahren im Verwaltungsrat der Hotz Obermühle, dem Brüder von ihr immer noch angehören. Rosmarie Müller-Hotz ist überdies Co-Geschäftsführerin und Miteigentümerin der NRS-Team GmbH. Das Architektur-, Hochbau- und Ingenieurbüro, beheimatet in der Obermühle 10, verdient sein Geld nach eigenen Angaben mit «Planung, Herstellung, Kauf und Verkauf von modularen mobilen Bauten». Beispiele sind etwa die Zürcher «Sexboxen», die landesweit zu reden gaben, oder die Containersiedlung für Asylbewerber in unmittelbarer Nähe davon in Zürich Altstetten.

Zuschlag wie durch Zufall

Der Hotz-Clan witterte also gleich eine doppelte Chance, um aus der Asylmisere auch in Baar Kapital zu schlagen. Tatsächlich war die Hotz Obermühle AG bereits im Mai 2015 an die Direktion des Innern des Kantons Zug gelangt und hatte ihr angeboten, Asylwohnungen zu errichten und diese an den Kanton zu vermieten.

Innendirektorin Manuela Weichelt-Picard (Alternative – die Grünen) trug den Plan in den Gesamtregierungsrat. Da der Kanton angesichts der anhaltenden Welle von «Flüchtlingen» sowieso über zu wenig Unterkünfte verfügte, beschloss er aufgrund der Anfrage neue Wege zu beschreiten: Erstmals schrieb die Regierung in der Folge einen Auftrag für die «Miete von Wohnraum für Personen aus dem

Asylbereich» aus. Die Ausschreibung erschien am 2. Oktober im kantonalen Amtsblatt sowie auf der Internetseite Simap.ch. Den Zuschlag erhielt mit Datum vom 17. November die Hotz Obermühle AG, die wie durch Zufall eine massgeschneiderte Offerte vorlegen konnte.

Der Familienfirma winkt ein dickes Geschäft. Huber-Hotz streitet das zwar gegenüber der *Weltwoche* ab: Die Hotz Obermühle AG verdiene an der Asylunterkunft «nichts», diese werde dem Kanton zu «Selbstkosten» zur Verfügung gestellt, man verrechne «nur die Gebäudekosten der temporären Bauten». Doch allein dies ergibt einen happigen Betrag: Laut offizieller Ausschreibung beträgt die Miete pro Person und Monat 375 Franken, ohne Mehrwertsteuer. Vorgesehen ist eine Unterkunft für hundert Asylanten. Bei einer Vertragsdauer von fünfzehn Jahren macht das 6,75 Millionen Franken, die vom Steuerzahler an die Hotz Obermühle AG fließen. Und die Laufzeit könnte verlängert werden.

Gegen die Asylunterkunft an bester Baarer Zentrumsstelle regte sich Protest in der Bevölkerung. Verschiedene Anwohner sind auch juristisch dagegen vorgegangen. Der Gemeinderat wies die Beschwerden jedoch alle ab und erteilte am 1. Juni 2016 die baurechtliche Bewilligung für die «temporäre» Asylsiedlung. Mehrere Betroffene reichten darauf Verwaltungs- und Aufsichtsbeschwerden ein. In zwei Entscheiden wies der Regierungsrat aber jüngst auch diese Beschwerden ab. Die Familie Hotz darf also bauen, und dies, obwohl «das Baugrundstück zum Ortsbild von nationaler Bedeutung <Spinnerschmiede an der Lorze>» gehört, wie das Protokoll der Regierungsratssitzung vom 11. April vermerkt. Überdies liegt das Bauvorhaben «im Umgebungsschutz schützenswerter Baudenkmäler». Der Bund empfahl daher für das Vorgehen bei der Obermühle «ein Bauverbot».

Abgeschmettert hat die Regierung mit Entscheidung vom 4. April sodann ein Ausstandsbegehren bezüglich Innendirektorin Weichelt-Picard. Diese hatte nämlich, nachdem sie schon frühzeitig von der Familie Hotz in deren Asylpläne eingeweiht worden war, in der *Neuen Zuger Zeitung* vom 15. Juni 2016 verkündet: «Wir haben die Erteilung der Baubewilligung zur Kenntnis genommen und hoffen, dass sich das Bauvorhaben realisieren lässt.» Viel deutlicher kann man seine eigenen Interessen nicht machen. Ob das Asylheim tatsächlich gebaut wird, bleibt aber offen, die Gegner wollen den Fall weiterziehen.

Für Ärger sorgt in Baar schliesslich auch eine «Koordinationsplattform», die der Gemeinderat in Sachen Asylüberbauung einberufen hat. Zu den Teilnehmern zählt auch ein Mitglied der Familie Hotz. Nicht willkommen waren die Kritiker des geplanten Asylzentrums. Im Gegenteil: Der Gemeinderat erstattete sogar Anzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung, weil der geheime Asylhandel im August 2015 an die Öffentlichkeit gelangt war.

Kantone

Paragrafenreiter

Von *Hubert Mooser* — Wenn ein in Bern lebender syrischer Flüchtling in Zürich arbeiten will, legt sich das Zürcher Arbeitsamt quer.

Tausende Flüchtlinge und vorläufig Aufgenommene sollen rascher arbeiten dürfen. Bund und Kantone wollen Bürokratie abbauen – und so Inlandpotenzial fördern. Das versprach Migrationsministerin Simonetta Sommaruga (SP) vor einem Jahr. Ein frommer Wunsch, wie sich jetzt herausstellt.

So hatte der junge syrische Flüchtling K. die Chance, in einem schweizweit tätigen Elektroingenieurunternehmen mit Hauptsitz im Raum Zürich ein Praktikum zu absolvieren. Das Schweizerische Arbeiterhilfswerk (SAH) hatte den Syrer an das Unternehmen vermittelt. K. ist als vorläufig Aufgenommener in Bern registriert und angemeldet. Das Praktikum sollte ausschliesslich qualifizierenden Charakter haben und dem Asylsuchenden künftig bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt eröffnen.

Konkurrenz für Zürcher Flüchtlinge

Aber dann traten die Paragrafenreiter des Amtes für Wirtschaft und Arbeit im Wirtschaftsdepartement von FDP-Regierungsrätin Carmen Walker Späh in Aktion. Deren Partei hat sich zwar den Bürokratieabbau auf die Fahne geschrieben. Aber das hat sich offenbar noch nicht bis in die unteren Chargen oder, besser gesagt, in den Etagen der Sachbearbeiterin für Arbeitsbewilligungen herumgesprochen. Diese liess den Mitarbeiter des SAH in einem in sauberem Beamtendeutsch abgefass-

ten E-Mail abblitzen: «Mit Bezug auf das Gesuch für Herr K. muss ich Ihnen mitteilen, dass wir keine Ausnahmen machen können. Herr K. hat seinen Wohnsitz im Kanton Bern und verfügt über die Aufenthaltsregelung als vorläufig aufgenommenen Ausländer. Wie mit unserem Rechtlichen Gehör mitgeteilt, ist damit eine Bewilligungserteilung nicht möglich, dies auch, da Personen mit Status F (vorläufig Aufgenommene, die Red.), die in Zürich

Unternehmen und Arbeiterhilfswerk versuchten, das Arbeitsamt mit vielen Vorschlägen umzustimmen.

wohnhaft sind, prioritär behandelt werden müssen.» Mit anderen Worten: Weil K. im Kanton Bern angemeldet ist, darf er in Zürich nicht arbeiten, weil er sonst Flüchtlinge im Kanton Zürich auf dem Arbeitsmarkt konkurrenziert. Dass ein Zürcher Kandidat mit Permis F die für den Job notwendigen Vorqualifikationen nicht vorweisen kann, spielte bei der Beurteilung offenbar keine wesentliche Rolle.

Sommarugas Offensive versandet

Der Absage war ein wochenlanges Hin und Her zwischen Unternehmen, Arbeiterhilfswerk und Arbeitsamt über Telefon und E-Mail vorausgegangen. Das Unternehmen und das Arbeiterhilfswerk liessen nach der ersten Absage nicht locker und versuchten, das Arbeitsamt mit diversen Vorschlägen umzustimmen. Vielleicht sei eine Erteilung der Bewilligung einfacher, wenn explizit erwähnt werde, dass nach dem Praktikum keine anschließende Anstellung im Kanton Zürich erfolgen könne, schlug der SAH-Vermittler vor. Aber das Amt liess sich nicht erweichen. Und so ist K. weiterhin ohne Job und auf die Sozialhilfebeiträge angewiesen – trotz Sommarugas Offensive für eine rasche Integration von Flüchtlingen in den Arbeitsmarkt.



Frommer Wunsch: Asylbewerber beim Schulpatrouillendienst.



Krisensymptome: Parteipräsident Rösti.



Präsidentialer Weckruf: Nationalrat Brunner.



Wen interessiert das? Finanzvorsteher Maurer.

Die SVP verliert Zähne

Seit ihrem Wahlerfolg von 2015 torkelt die SVP von einer Niederlage zur nächsten. Ob Präsident Albert Rösti die Parteibasis wachrütteln kann? Er ist in den Dossiers Europa und Zuwanderung auf Zunder angewiesen. *Von René Zeller*

«Aufwachen!» Unter diesem Titel las Toni Brunner im Wahljahr 2015 seinen Parteifreunden die Leviten. In seinem Editorial, das er in der SVP-Zeitung *Klartext* publizierte, beklagte er, seine Truppe sei nicht marschbereit. «Wir werden die Wahlen im Herbst verlieren, weil wir uns selber schlagen werden. Die Kampfeslust und das beherzte Engagement bei vielen Mandatsträgern und Mitgliedern sind erlahmt.»

Die Kapuzinerpredigt des damaligen SVP-Chefs war ein Beleg dafür, wie die SVP funktioniert. Von den Mitgliedern wird mehr verlangt als in anderen Parteien. Getreu den Führungsprinzipien Christoph Blochers steht die Sache zuoberst, nicht Eigennutz. Pöst-

Die Niederlagenserie begann im Februar 2016, noch vor dem präsidentialen Stabwechsel.

chenjäger sind verpönt, müde Mitläufer ebenso. Der Toggenburger Landwirt Brunner politisiert seit je ganz im Sinne Blochers nach der Devise: Ärmel hochkrempeln, raus zu den Leuten!

Verflogene Euphorie

Der präsidentiale Weckruf zeigte Wirkung. Die SVP war bei den nationalen Parlamentswahlen mit

einem Wähleranteil von 29,4 Prozent die glasklare Siegerin. Massgeblich dazu beigetragen hatte die Flüchtlingswelle, die über Europa hereingebrochen war. Dass Volk und Stände am 9. Februar 2014 der SVP-Masseneinwanderungsinitiative zugestimmt hatten, begünstigte den epochalen Wahlerfolg der Volkspartei zusätzlich.

Doch die Euphorie von damals ist verflogen. Inzwischen klebt der SVP der Misserfolg an den Schuhen. Der Berner Nationalrat Albert Rösti, der im April 2016 den Strahlemann Toni Brunner als Parteipräsidenten beerbte, steht im Gegenwind.

Die Niederlagenserie begann im Februar 2016, noch vor dem präsidentialen Stabwechsel. Die Durchsetzungsinitiative, mit der die SVP ihre vom Souverän angenommene Initiative «für die Ausschaffung krimineller Ausländer» gleichsam zementieren wollte, erlitt an der Urne deutlich Schiffbruch (58,9 Prozent). Im Juni 2016 scheiterte die SVP mit ihrem Referendum gegen die Asylgesetzrevision überdeutlich (66,8 Prozent). Die forsche Bewegung Operation Libero, die der SVP schon bei der Durchsetzungsinitiative die Stirn geboten hatte, frohlockte hämisch, das Ja zur Asylgesetzrevision sei eine «klare Absage an die Radaubröder der SVP».

Weitere Zähne verlor die SVP am Abstimmungssonntag im Februar dieses Jahres. Sie

war allein gegen die erleichterte Einbürgerung von Personen der dritten Ausländergeneration angetreten – und unterlag. Der Misserfolg der Unternehmenssteuerreform III entsprang kollektivem bürgerlichem Versagen. Für die SVP wog die Niederlage deshalb schwer, weil ihr Bundesrat Ueli Maurer aufseiten der Befürworter vorangegangen war.

Zu den direktdemokratischen Pleiten gesellen sich parlamentarische Pannen. Der Zuwanderungsartikel (Art. 121a BV) ist von den eidgenössischen Räten zur Makulatur gestempelt worden. Auch bei der Kontroverse um die Rentenreform 2020 stand die SVP auf der Verliererseite. Die gesetzliche Ausgestaltung der Energiestrategie 2050 fiel ebenfalls nicht nach ihrem Gusto aus. Die Partei hat das Referendum ergriffen. Am 21. Mai droht die nächste Schlappe.

Röstis Verliererimage

Es läge jetzt an Albert Rösti, seine schläfrig gewordenen Parteifreunde aufzuwecken. Dies umso mehr, als in der Romandie akute Krisensymptome manifest geworden sind. Die Abwahl des schillernden Dichters und Walliser Regierungsrats Oskar Freysinger war eine Klatsche, die Neuenburger Kantonalpartei liegt nach dem Verlust von elf Parlamentsmandaten komatös darnieder. Die kantonalen Wahlgänge



Weit entfernt: Verteidigungsminister Parmelin.

der letzten Monate zeichnen ein konturscharfes geografisches Muster: Im Osten scheint für die SVP die Sonne, im Westen hagelt es.

Angesichts der sich häufenden Probleme muss die erfolgsverwöhnte SVP damit leben, dass ihr der Verliererstempel aufgedrückt wird. Der Schuldige ist schnell ausgemacht: Parteipräsident Röstli sei zu konziliant, zu brav, keine Galionsfigur, die die Basis hinter sich schare. Die SVP ist zur stärksten Kraft im Land aufgestiegen, weil sie bissig war, weil sie provozierte, opponierte, die Lufthoheit über den Stammtischen behauptete. Heute fragt man sich: Wer hat noch Angst vor der SVP?

Es wäre zu einfach, Röstli parteiintern zum alleinigen Sündenbock zu stempeln. Seine Wahl vor Jahresfrist war unbestritten. Die Ursachen der von Westschweizer Wahldebakeln befeuerten Krise sind vielschichtiger.

Sosehr die Abwahl von Christoph Blocher im Dezember 2007 die SVP auch durchschüttelte: In den Folgejahren profitierte die Partei vom intern kultivierten Furor über Eveline Widmer-Schlumpf, von der eigenen Untervertretung im Bundesrat auch. Beide Trumpfkarten stechen nicht mehr. Die Bündnerin ist nicht mehr Landesmutter, die SVP hat den zweiten Bundesratssitz zurückerobert. Der genügsame Waadtländer Guy Parmelin ist aber weit davon entfernt, die ihm zgedachte Rolle als Westschweizer Wahllokomotive auszufüllen. Auch Bundesrat Ueli Maurer, der in seiner früheren Funktion als rastloser Parteipräsident den Aufstieg der SVP aktiv mitgestaltete, dient seiner Partei heute nur noch passiv. Soeben ist der Kassenwart der Nation von einer Asienreise zurückgekehrt, wo er zugunsten des hiesigen Finanzplatzes Klinken geputzt hat. Wen interessiert das in der SVP?

Erschwerend kommt dazu, dass die SVP ihr Profil verwässert hat. Die im Wahljahr 2015 eingereichte Selbstbestimmungsinitiative («Schweizer Recht statt fremde Richter») elektrisiert die Basis nicht merklich. Zu akademisch. Die technokratische Unternehmenssteuerreform III war erst recht kein Herzensanliegen der Partei. Als Wirtschaftspartei gilt die im gewerblichen und bäuerlichen Milieu verankerte SVP weiterhin nur bedingt. Mit dem Dachverband Economiesuisse steht

Die im Wahljahr 2015 eingereichte Selbstbestimmungsinitiative ist zu akademisch.

die SVP auf Kriegsfuss. Im Referendumskampf um die Energiewende sind die Probleme auch hausgemacht. Ausgerechnet Parteipräsident Röstli muss zurückstehen, weil ihn seine multiplen Verstrickungen mit der Energiewirtschaft (Atom, Öl, Wasser) zum bezahlten Interessenvertreter stempeln.

Oft schon ist geschrieben worden, die SVP habe den Zenit überschritten. Ebenso oft hat die Partei ihre Kritiker Lügen gestraft. Das liegt primär daran, dass die Europafrage weiterhin ungelöst ist. Der Bundesrat drängt darauf, das seit Jahren diskutierte institutionelle Rahmenabkommen mit der EU fertig zu verhandeln. Das wäre ein veritabler Glücksfall für die SVP, die aus allen verfügbaren Kanonenhörnern feuern wird, sobald ihr Kernthema wieder in den Brennpunkt rückt. Dafür bürgt Christoph Blocher, dessen Komitee «gegen den schleichenden EU-Beitritt» nur darauf wartet, die Lunte zünden zu können.

Endlich wieder zubeissen

Früher noch als hinsichtlich des Rahmenabkommens ist punkto Zuwanderung mit einem Comeback der SVP zu rechnen. Unabhängig davon, wie sich Bundesrat und Parlament im Gewirr von Rasa-Initiative und allfälligen Gegenvorschlägen positionieren werden, will die SVP bei der Personenfreizügigkeit Tabula rasa machen.

Eine vom ehemaligen SVP-Fraktionschef Caspar Baader geleitete Arbeitsgruppe, in der je drei Vertreter der SVP und der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) einsitzen, diskutiert zurzeit mögliche Initiativtexte. Entschieden sei noch nichts, sagt SVP-Generalsekretär Gabriel Lüchinger auf Anfrage. Das Ziel sei aber klar: «Wir wollen die im Rahmen der Personenfreizügigkeit ausser Kontrolle geratene Zuwanderung wieder eigenständig steuern können und so endlich auf ein für unser Land verkraftbares Mass beschränken.» Der Zeitplan sieht vor, dass den Delegierten am 24. Juni Varianten vorgelegt werden, wie die SVP in ihrem Kerngeschäft Zuwanderung wieder zubeissen kann. ○

www.praktikus.ch

Vibro Shaper hilft Ihnen Kalorien zu verbrennen und den Körper zu straffen – und das mit nur 10 Minuten täglich!

Vibro Shaper Vibrationsplatte – Das Ganzkörper Trainingswunder. Ohne Schweiss – ohne Mühe – ohne Diäten! Vibro Shaper ist ein äusserst hochwertiges, speziell entwickeltes Fitnessgerät und verfügt über einen eingebauten Computer mit Zeitmessung und 99 unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Zusätzlich ist er mit 3 unterschiedlichen Intensitätsstufen ausgestattet. Die Vibro Shaper Vibrationsplatte steigert Ihre Durchblutung, entspannt die Muskelpartien, der Körper erholt sich schneller und Sie sind wieder fit und aktiv. Die Oszillations-Technologie ermöglicht bis zu 50 Muskelkontraktionen pro Sekunde. Die multidimensionalen Schwingungen dringen bis tief in den Muskel ein und bekämpfen dort das eingelagerte Fett, ausserdem wird die Haut gestrafft und der Muskel gestärkt. Gleichzeitig werden Gelenke, Bänder und Knochen geschont. Vibro Shaper trainiert jede beliebige Muskelgruppe in jeder beliebigen Situation – egal ob Sie stehen, sitzen, liegen oder aufgestützt sind. Vibro Shaper ist für jeden perfekt geeignet, egal ob jung oder alt, Anfänger oder Profi. 62,5 x 38, 5 x 12 cm, 12 kg. Inkl. Power-Dehnbänder, Fernbedienung, Trainings- und Ernährungsplan. Netzstrom.

Vibro Shaper nur Fr. 279.– Nr. R74-160-118
Praktikus Bestelltelefon 044 927 27 27

Der Gerechtsanwalt

Es gibt kaum einen prominenten Straffall im Lande, an dem der Rechtsanwalt Valentin Landmann nicht irgendwie beteiligt ist. Wer steckt hinter dem dank zahllosen TV-Auftritten bekannten Mann, der seine Nähe zur Halbwelt zelebriert? Eine neue Biografie gibt Auskunft. *Von Alex Baur*

Der Verteidiger mit dem kahlrasierten Schädel fiel mir schon damals sofort auf, vor bald dreissig Jahren, als ich ihm vor Gericht erstmals begegnete. Er fällt jedem auf. Was nicht heisst, dass man ihn auf Anhieb sympathisch findet. Sein pastoraler Auftritt, die salbungsvolle Art, mit der Landmann die grössten Ungeheuerlichkeiten zu Selbstverständlichkeiten kleinredet, seine aalglatte Wendigkeit, mit der er jeder Konfrontation ausweicht, können auch nerven. Doch an Rechtsanwalt Valentin Landmann kam man als Gerichtsreporter in Zürich schon damals nicht vorbei. Wenngleich er Ende der 1980er Jahre noch nicht den medialen Bekanntheitsgrad hatte, den er heute weit über Zürich hinaus genießt.

Einerseits lag das an seinen sprachlich wie inhaltlich originellen Plädoyers, mit denen er andererseits oft sensationelle Erfolge für seine Klientel erzielte. Valentin Landmann sprach Gedanken aus, welche die meisten Menschen nicht einmal zu denken wagen, aber er tat es auf eine unverschämt nüchterne Weise, der man sich kaum entziehen konnte. Und er hatte offensichtlich einen guten Draht zu den Halb- und Unterweltfiguren, die sich in seiner Gegenwart stets wie Sonntagsschüler aufführten. Sogar Drogenhändler oder Mörder aus dem Balkan zeigten sich unter Landmanns Regie geständig und reuig, sofern dies für eine effiziente Verteidigung unvermeidlich war – und das war doch allernhand.

Freund der Hells Angels

Seit 1984, als Landmann die Verteidigung in einem Grossverfahren gegen die Biker-Gang Hells Angels übernahm (ein zweites sollte zwei Jahrzehnte später folgen), gilt er als Anwalt des Rotlicht-Milieus. Der etwas steife, offenkundig belebte und stets bühnenreif formulierende Akademiker passte zu seiner Klientel wie die sprichwörtliche Faust auf das Auge. Gerade in diesem Kontrast lag aber auch ein besonderer Reiz. Dies, zumal «Valentino», wie man ihn im Milieu allenthalben nannte, sich für die Verfeimten einsetzte, als ginge es um seine eigene Haut. Die Gerechtigkeit, so schien es, interessierte ihn mehr als das Recht,



Bis zur letzten Peinlichkeit: Valentin Landmann, 66.

welches für ihn bloss Mittel zum Zweck war. Auch das sieht man selten bei den Juristen. Schliesslich lernt jeder Student schon im ersten Semester, dass sich die Gerechtigkeit in einem Stockwerk befindet, zu dem die Justiz keinen Zutritt hat.

Richtig bekannt in der breiten Öffentlichkeit wurde Landmann erst im Frühling 1992.

Und das hatte mit einem Gangster zu tun, dem der Anwalt definitiv zu nahe gekommen war. Landmann hatte dem ehemaligen Milieu-König und Drogenschieber Reini Lutz (*Weltwoche* Nr. 25/11 – «Sie nannten ihn «Holocaust»») ein Konstrukt mit liechtensteinischen Finanzanstalten zur Verfügung erstellt, das dieser als Waschanstalt für den Erlös aus zentnerschweren Kokain-Importen missbrauchte.

Etliche Persönlichkeiten aus der Finanzwelt und sogar aus der Politik waren in diesen Skandal involviert. Angeklagt wurde aber nur einer: Valentin Landmann. Dabei hatte der Anwalt nicht einmal eine führende Rolle gespielt, verdient hatte er bei der ganzen Geschichte erst recht nichts, wie die akribische Untersuchung zeigte. Zum Verhängnis wurde Landmann – eine schon fast zynische Ironie – neben seiner intellektuellen Brillanz, die ihm selbst seine Kritiker attestieren, seine Vertrautheit mit dem Milieu. Die Strafverfolger konnten sich einfach nicht vorstellen, dass der beschlagene Anwalt von den Machenschaften seines Klienten nichts mitbekommen hatte.

Puzzlestücke eines Mysteriums

Das mehrjährige, 43 Bundesordner schwere Monsterverfahren endete mit einer bedingten Strafe wegen eventualvorsätzlicher Geldwäsche. Landmann akzeptierte das erstinstanzliche Urteil klaglos (was für einen Anwalt in eigener Sache schon fast unerhört erscheint). Das Gericht war zum Schluss gekommen, der Anwalt habe das Offensichtliche nicht wahrhaben wollen, weil er zu sehr an die Resozialisierung von Straftätern geglaubt habe.

Die aussergewöhnlich detaillierte Urteilsbegründung umfasste 376 dicht beschriebene Seiten. Und trotzdem hat man nach der Lektüre den Eindruck, dass man nichts weiss – und dass man auch nie erfahren wird, was unter der blankrasierten Schädeldecke Landmanns wirklich vorgegangen war. Der Mann ist und

bleibt ein Mysterium. Das irritiert umso mehr, als Landmann in eigener Sache genau gleich vorgeht, wie er es den meisten seiner Klienten rät: Wo andere Anwälte reflexartig mauern und sich hinter dem Berufsgeheimnis verschanzen, sucht er die Öffentlichkeit gerade. Landmann legt am liebsten alles offen bis zur letzten Peinlichkeit, selbst da, wo man es vielleicht gar nicht so genau wissen wollte.

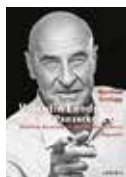
Wer ist dieser Anwalt, der sich über alle erdenklichen Konventionen hinwegsetzt, so vieles genau andersherum macht, als man es erwarten würde – und damit erst noch Erfolg hat? Was treibt ihn an? Der österreichische Philosoph, Publizist und Filmemacher Manfred Schlapp versuchte dem Phänomen Valentin Landmann in einer Biografie, die in diesen Tagen erscheint, auf den Grund zu gehen. Dazu muss man wissen: Schlapp ist nicht nur ein langjähriger und intimer Vertrauter des Porträtierten; er war schon mit dessen Mutter, der

Wo andere Anwälte reflexartig mauern, sucht er die Öffentlichkeit gerade.

Schriftstellerin, Publizistin und Philosophin Salcia Landmann, eng befreundet, die vor allem dank ihren Forschungen und Schriften über die jüdische Kultur bekannt wurde.

Diese Nähe erweist sich mitunter als Nachteil. Schlapp weiss einfach zu vieles, was er auch noch erwähnen muss, und verliert sich bisweilen im Anekdotischen. Streckenweise vermisst man auch ein Mindestmass an kritischer Distanz, die es vielleicht erlaubt hätte, den abenteuerlichen Werdegang Landmanns vom verschüchterten Judenbuben aus St. Gallen über das frühreife und neunmalklugen Justizgenie («summa cum laude» war der Standard) zur Milieu-Grösse «Valentino» etwas strenger einzuordnen, zu gewichten und zu deuten.

Insgesamt fügen sich die zahlreichen Anekdoten und Testimonials aber dann doch zusammen wie Puzzlestücke zu einem stimmigen und erhellenden Gesamtbild. Letztlich ist es die facettenreiche Lebensgeschichte eines modernen Professor Unrat, der seinem geistig überragenden, aber auch von Pessimismus durchdrungenen, von Krieg und Völkermord geprägten Elternhaus entronnen war, um am anderen Ende des sozialen Spektrums nach Bodenhaftung, aber auch Trost und Wahrheit zu suchen. Das sind grosse Worte, die in der erfreulich nüchternen Erzählung allerdings an Pathos verlieren.



Manfred Schlapp: Valentin Landmann und die Panzerknacker – Von einem, der auszog, das Nicht-Fürchten zu lernen. Offizin. 270 S., Fr. 31.90

Parteien

Händchenhalten mit den Linken

Die FDP ist nicht mehr abonniert auf Regierungssitze. Wozu bürgerlicher Dissens führt, haben die Wahlen in Solothurn gezeigt.



Marianne Meister und Kurt Fluri, FDP.

Wahlniederlagen sind für Parteien besonders schmerzlich, wenn sie in Hochburgen erlitten werden. So ist es der FDP in Solothurn ergangen. Seit letztem Sonntag verfügt der Freisinn noch über einen Sitz in der Kantonsregierung. Die pointiert bürgerliche Kandidatin Marianne Meister unterlag im Dreikampf gegen Susanne Schaffner (SP) und Brigit Wyss (Grüne) klar.

Die Schlappe Meisters markiert einen neuen Tiefpunkt im schleichenden Bedeutungsverlust der Solothurner FDP. Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert hatte der Freisinn den Kanton nach Belieben dominiert. Bis 1943 beanspruchte er beide Ständeratssitze; die Mehrheit in der Kantonsregierung verlor er erst 1952. Inzwischen ist die einstige Vormachtstellung der Solothurner FDP Geschichte. Seit 2007 stellt die Kantonalpartei mit Kurt Fluri nur noch einen Nationalrat. 2011 kandidierte derselbe Kurt Fluri für den Ständerat. Er verlor den Sitz gegen die Mitbewerber von CVP und SP.

Es scheint so, als drehe sich im Solothurner Freisinn alles um Kurt Fluri. Der bald 62-jährige Berufspolitiker ist seit 32 Jahren in der Exekutive der Kantonshauptstadt tätig, seit 24 Jahren amtiert er als Stadtpräsident. Amtsmüde ist Fluri nicht. Am 2. Juli will er sich für eine weitere Amtszeit als Stadtoberhaupt wählen lassen.

Es schadet keiner Partei, wenn sie gelegentlich neue Köpfe präsentiert. Das findet auch Cornelia Füeg, erste freisinnige Solothurner Nationalrätin und ehemalige Regierungsrätin. Sie meinte nach Marianne Meisters Wahlschlappe gegenüber der *Solothurner Zeitung*, die freisinnige Parteileitung müsse ausbaden, was ihr andere eingebrockt hätten, «zum Beispiel jene, die ihre Mandate über zu viele Jahre besetzt hielten und so jüngere Kräfte ausgebremst haben».

Kurt Fluri hält dagegen. Er erachtet die interne Personaldiskussion für «übergewichtet». Im zweiten Wahlgang sei das Risiko gross gewesen, dass sich andere bürgerliche Parteien nicht mehr für die freisinnige Kandidatin engagieren würden. Deshalb wäre es, so Fluri, «auch für eine andere FDP-Kandidatin unter diesen Umständen schwierig gewesen».

Hinter dieser staubtrockenen Analyse verbirgt sich das eigentliche Problem. Der Wahlkampf in Solothurn verdeutlichte, dass sich die bürgerlichen Parteien spinnefeind sind. Die FDP versteht sich hier seit je als breitabgestützte Volkspartei, die sich zur Mitte hin orientiert. Der Aufstieg der vor 25 Jahren gegründeten SVP-Kantonalsektion hat das freisinnige Selbstverständnis unterspült. Dass ihr Regierungsratskandidat Manfred Küng chancenlos blieb, lag zweifellos auch am fehlenden Support der FDP. In der Mitte wiederum hält die Solothurner CVP ostentativ Distanz zum Freisinn. Die Christdemokraten gaben keine Wahlempfehlung zugunsten Meisters ab. Der Weg für die rot-grünen Kandidatinnen war geebnet.

Die Solothurner FDP-Rennleitung muss über die Bücher. Vielleicht eruiert sie einen Fluri-Effekt. Während die nationalen Parteioberen seit Jahren versuchen, sich rechts der Mitte zu positionieren, hält der eigenbrötlerische Multi-Politiker nach links. Eine Annäherung an die SVP ist für Kurt Fluri national und kantonale ausgeschlossen, in der letztjährigen Zuwanderungsdebatte umarmte er stattdessen seinen SP-Nationalratskollegen Cédric Wermuth. In der SVP hofften Strategen, das für sie inakzeptable Händchenhalten des Linksfreisinnigen mit der Ratslinken werde der FDP schaden. Ein Fluri-Effekt war elektoral nicht erkennbar – jedenfalls nicht bis zu den Solothurner Regierungswahlen.

Bei der Ausmarchung um das Solothurner Stadtpräsidium wird sich weisen, ob der eigenbrötlerische Kurs des seit einer gefühlten Ewigkeit regierenden Kurt Fluri immer noch marktfrisch ist. Die SP greift an. *René Zeller*



«Sehr viel Herzblut»: Goba-Chefin Gabriela Manser.

Appenzeller Führungsrezepte

Gabriela Manser hat als Quereinsteigerin die elterliche Mineralwasserquelle übernommen und Flauder zu einer bekannten Marke gemacht. Was kann man von ihr lernen?

Von Beat Gygi und Hervé Le Cunff (Bild)

Gabriela Manser musste zuerst einen Umweg machen, um Unternehmerin zu werden und Kräfte freizusetzen, die sie vorher nicht kannte. Als ihr Vater vor Jahren auf der Suche nach einer Nachfolgelösung für seine Mineralwasserfirma sie und ihre Schwester nach ihren Interessen gefragt hatte, hatten beide klar abgelehnt. Gabriela Manser hatte zwar eine KV-Ausbildung, aber kein Interesse, ins elterliche Unternehmen einzusteigen. So versuchte dann ihr Vater, die Mineralquelle Gontenbad samt Betrieb zu verkaufen. Das zog sich aber in die Länge, weil allfällige Käufer zwar am Mineralwasser, aber nicht an den Anlagen interessiert waren. In dieser Zeit rückte Gabriela Manser im Berufsleben in Führungspositionen vor, als Kindergärtnerin übernahm sie Schulleitungsfunktionen und die Führung von fünfzig Kindergärten in St.Gallen im Nebenpensum.

Da öffnete sich der Knopf, sie realisierte, wie gerne sie Leute führte, und kam zum Schluss: «Eine Schule zu leiten, traue ich mir zu. Und zu Hause wird die Firma verkauft. Also: Wer hat schon die Chance, so etwas Schönes wie Mineralwasser zum Geschäft zu machen?» So schlug die frühere Ablehnung nach über zehn Jahren um in «absolutes Wollen». In der Familie waren noch etliche Beziehungs- und Fairnessfragen vertraglich zu regeln, und seit 1999 führt Gabriela Manser das Familienunternehmen Goba Mineralquelle und Manufaktur im Appenzellerland in dritter Generation, jetzt als Mehrheitsaktionärin. Die Rechte an der 1576 urkundlich erwähnten Quelle hatte ihr Grossvater 1930 gekauft. Wir treffen Gabriela Manser in den Produktionsanlagen in Bühler, wo sich die ganze Firma während der Umbauarbeiten am Hauptsitz vorübergehend eingerichtet hat.

Ihre Körperhaltung, ihr Blick, ihre Bewegungen und ihre Sprechweise vermitteln Energie und Aufmerksamkeit. Auch wenn sie allein im Raum ist, hat man das Gefühl, sie habe ihre Firma dabei. In «ihrer Zeit» ist die Belegschaft von acht auf rund sechzig Personen gestiegen, die in der jüngsten Firmenbroschüre alle mit Foto und Namen aufgeführt sind. Die jährliche Getränkeproduktion legte von zwei auf fast neunzehn Millionen Flaschen zu, die Firma verzehnfachte sich also fast, die Vielfalt im Sortiment wuchs. Das jüngste Produkt ist Goba Cola, aber viele Leute kennen heute die Goba wohl vor allem wegen des Holunderblüten-Getränks Flauder. Neuester Geschäftszweig ist die Manufaktur, die auf handwerkliche Art Liköre, Sirupe, Teemischungen sowie Konfitüren herstellt und in Appenzell mit einer «Flauderei» präsent ist. Dazu war es nötig, eine gute Zusammenarbeit mit Biobauern aus der Region zu etablieren.

Was waren entscheidende Augenblicke in der Firmengeschichte? Fast herausfordernder als ihren Quereinstieg empfand sie die Hürde, an die sie drei Jahre später kam: Die Erneuerung der technischen Anlagen mit Investitionen von vier Jahresumsätzen wurde dringlich, das war abschreckend hoch für Banken. Die Alternativen lauteten: aufhören oder den Sprung wagen. Mit dem Treuhänder erstellte sie eine Art Prospekt für Investoren, um im Bekanntenkreis Liebhaberaktien zu platzieren. Drei Jahre nach der Aufgabe ihrer Tätigkeit als Pädagogin lag es nahe, dass neben ihrem direkten Umfeld auch viele Kindergärtnerinnen dabei waren.

Es lief dann besser als anfangs gedacht. Die Marktmöglichkeiten für Flauder entwickelten sich gut, weil sich ein solches Produkt mit seinem Geschmack besser habe positionieren lassen als Mineralwasser. Mineralwasser sei eine der schwierigsten Disziplinen, zumal in der Schweiz schon das Leitungswasser eine harte Konkurrenz und der Kampf über die Verkaufspreise unsinnig sei. Dann lieber Preise im anderen Sinn: 2005 erhielt sie den Prix Veuve Clicquot als Unternehmerin des Jahres, 2007 den Lillienberg-Förderpreis, 2016 war sie im Final des Wettbewerbs Entrepreneur of the Year.

Fachwissen von aussen

Heute sieht sie es als Glücksfall an, dass sie nach nur drei Jahren Firmenerfahrung die riesige Investition anpacken und Menschen suchen musste, die ihr Geld anvertrauten. Damit wurde ihr früh bewusst, dass die Goba plötzlich nicht mehr einfach ihre alleinige Firma war, sondern auch die der anderen Aktionäre. Sie sagte sich: «Die anderen Geldgeber haben es verdient, dass neben mir noch andere Leute ein waches Auge darauf haben.» Als Aktiengesellschaft brauchte die Firma ohnehin einen Verwaltungsrat, und mit ihrem Treuhänder erarbeitete sie dafür ein Stellenprofil gemäss der Frage: Welche Fähigkeiten, welche Erfahrungen wollen wir im Gremium haben?

So kam Gabriela Manser auf ein Engagement, das über die Firma hinausgeht: Führungserfahrungen weitergeben (siehe Text rechts). Heute ist sie Gastdozentin bei Seminaren an der Universität St. Gallen und an Fachtagungen, wo sie von ihren Erfahrungen im Zusammenhang mit Aufgaben, Zusammensetzung und Arbeitsweise von KMU-Verwaltungsräten erzählt. Die Auswahl von Verwaltungsräten erfolgt ihrer Ansicht nach in KMU oft noch zu wenig überlegt, vielfach gelte: «Nehmen wir doch den Vater, den Schwager und den Ehepartner, das ist einfach und praktisch.» Aber in ihrem Fall habe sie gemerkt, dass es um viel Verantwortung gehe und deshalb kritische Blicke und Fachwissen von aussen nötig seien. Sparring-Partner seien nötig. Bei der Goba suchte man neben ihr als Verwaltungsrätin im Bereich Finanzwissen einen erfahrenen Geschäftsmann, ein Kommunikationstalent und anfangs eine Vertretung

der Minderheitsaktionäre und jetzt Marketingfachfrau für das Gremium.

Mit der Frage nach Führung und Kontrolle des Geschehens sei man aber nie fertig. Sie erinnert sich an einen Moment, der ihr unter die Haut ging: Durch das starke Wachstum gab es bei der Goba mehr und mehr eigene Abteilungen, zuerst die Produktion, dann Verkauf und Marketing, Betrieb und Logistik, und zuletzt gab sie selber die Administration ab. Und was sah sie? «Ich sah, dass andere es besser können. Da habe ich leer geschluckt, das vergesse ich nicht mehr.» Nach dem ersten Schrecken habe sie aber eingesehen, dass einer Chefin gar nichts Besseres passieren könne, auch wenn Loslassen schwierig sei. Der Führungsjob bestehe doch darin, Leute mit überragenden Fähigkeiten in

Gabriela Manser erinnert sich an etliche Produkte, die man mit Bedauern begraben musste.

die Firma zu holen, dieses Team zusammenzuhalten, den Leuten gute Bedingungen zu bieten und selber nach aussen der Firma ein Gesicht zu geben. In dieser Hinsicht sieht sie bei vielen KMU ein Problem. Viele Chefs würden zu viel selber machen und sich für das sogenannte Führen nur am Abend zwischen halb fünf und fünf Uhr kurz Zeit nehmen, mit einem schnellen Blick in die Buchhaltung und einem hastigen Mitarbeitergespräch. Wenn die Firma sich entwickelt, wird Führen immer wichtiger. Und dann braucht es ein Verständnis dafür, dass Führen harte Arbeit ist und genauso wichtig wie jeder andere Handgriff. Für den Chef ist die Führungsarbeit nicht delegierbar.

War Loslassen auch bei Produkte-Misserfolgen schwierig? Gabriela Manser – als Atemtherapeutin kann sie vielleicht besser mit Auf und Abs umgehen als andere – erinnert sich an etliche Produkte, die man mit Bedauern begraben musste. Als Flauder auf den Markt kam, lancierte man ein weiteres Produkt mit Kräutern, das aber null Anklang fand. Mit «sehr viel Herzblut» wurde dann das Rosen-Ingwer-Getränk Wonder lanciert, das zwar viel Aufsehen erregte, aber offenbar doch nicht den Zeitgeist traf. Sie hatte sogar ein Märchen dazu geschrieben, es gab ein Tanztheater, aber es nützte nichts. Letzte Weihnachten gab es einen Neustart von Wonder als Sirup. 2009 war die Goba der erste Anbieter in der Schweiz mit einer Stevia-Cola, also gesüsst mit der Stevia-Pflanze, samt Spezialbewilligung des Bundesamts für Gesundheit. Sogar das *Wall Street Journal* berichtete darüber, aber das Getränk verkaufte sich zu schleppend. Den «chhalte Kafi», eine Limonade mit Kohlensäure und Kaffee, ereilte das gleiche Schicksal. Sie betont aber, dass Flops viele Möglichkeiten zum Lernen böten. Nichts zu versuchen, sei meist ein noch grösseres Risiko, als immer wieder gewagte Schritte zu tun. ○

Firmen

Frischer Wind

KMU-Verwaltungsräte werden immer noch zu wenig sorgfältig ausgewählt.

Der Verwaltungsrat hat laut Gesetz Oberleitung und die Oberaufsicht in einer Aktiengesellschaft, aber in Diskussionen über die Qualität von Unternehmen oder Managerlöhne kommt das zu wenig zur Sprache. Soeben hat aber die Debatte über die Boni der Credit Suisse das Thema «Qualität des Verwaltungsrats» wieder in den Vordergrund gerückt. Soziologin Katja Rost wies in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* darauf hin, dass Verwaltungsräte in öffentlichen Aktiengesellschaften schlechter funktionierten als die Aufsichtsgremien im Private-Equity-Sektor, weil die Verwaltungsratsmitglieder in Privatgesellschaften sorgfältiger ausgewählt würden und als vollamtliche Kontrolleure ihre Aufgabe ernster nähmen.

In KMU sind Vollprofis kein Thema – die sorgfältige Zusammenstellung des Verwaltungsrats aber schon. Gabriela Manser spricht vom Gestaltungs- und Kontrollrat, und sie sucht ihre Erfahrungen an Tagungen an Kolleginnen und Kollegen weiterzugeben. KMU könnten aus ihrer Sicht durch eine kluge Auswahl der Verwaltungsratsmitglieder viel gewinnen. Vielerorts dominierten noch alte Vorstellungen nach dem Motto: «Ich brauche niemanden, der mir dreinredet.» Aber statt Verwaltungsräte mit Onkel, Bruder, Vater und Kollegen zu besetzen, liessen sich mit wenig Aufwand neues Fachwissen, neue Denkweisen und damit ein neuer Wind ins Gremium bringen.

Das betreffe nicht nur die Mann-Frau-Frage, sondern etwa auch den geografischen Rahmen. Warum soll ein Maler aus St. Gallen seinen Verwaltungsrat nur mit St. Gallern besetzen? Die Mann-Frau-Diversität ist für sie immer noch zuoberst auf der Mängelliste. Klar, sobald jemand an gemischte Gremien gewöhnt sei, mache es klick. Aber sie habe von Männern schon gehört, es sei enorm schwierig, Frauen für den Verwaltungsrat zu finden, denn sie kennten gar keine. Wäre eine Frauenquote sinnvoll, wie sie für kotierte AG vorgeschlagen ist? Manser würde eine vorübergehende Quote begrüssen, nicht eine dauerhafte. Sie sieht die Gefahr, dass einmal verordnete Vorschriften nicht mehr wegzubringen sind. Und eine Frau allein wäre zu wenig, es brauchte mindestens zwei, damit eine etwas andere Kultur einzug halten könne. *Beat Gygi*

Kampagne und Zensur

Die *Sonntagszeitung* arbeitet mit unsauberen Methoden gegen die Sika-Eigentümer.

Von Roger Köppel

Einen kleinen Schritt hin zu Transparenz hat die *Sonntagszeitung* (*Soz*) getan, aber leider nur einen und erst noch einen heiklen. Am 9. April hatte ein Wirtschaftsredaktor des Blatts über Seiten hinweg behauptet, die Familie Burkard, Erben der Begründer des Baustoffkonzerns Sika, habe den Analysten der Firma Bernstein anvertraut, möglicherweise vom unterschriebenen, aber blockierten Verkauf ihrer Sika-Anteile an die französische Gesellschaft Saint-Gobain zurückzutreten. Als Basis der bizarren und von der Familie Burkard umgehend dementierten Story («Fake News!») diente ein vertraulicher Rapport des Bernstein-Analysten Phil Roseberg. Auch dieser sah sich genötigt, sich von der wilden Interpretation seines Papiers zu distanzieren.

Verfälschte Zitate

Die in arge Bedrängnis geratene *Sonntagszeitung* ergriff die Flucht nach vorn und stellte eine Woche später Rosebergs Analyse ins Netz. Verantworten muss das Blatt die fragwürdige Publikation gegenüber den Autoren, denn das Dokument ist weiterhin als «vertraulich» deklariert. Von allgemeinem Interesse und journalistisch relevant ist hingegen, dass der vermeintliche Beweis die *Soz*-These als übles Machwerk entlarvt. Wer den Artikel «Sika-Familie zweifelt am Deal» nun genau mit dem



«Weiterer Sieg des Sensationsjournalismus».

Bernstein-Text vergleicht, stellt erstens Übersetzungsfehler und zweitens unsaubere Zitierweisen fest.

So wird etwa «disrupt the company», was korrekt «die Gesellschaft stören» heisst, zum «die Firma zerstören» uminterpretiert. Autor Roseberg selber sprach von einer falschen Übersetzung. Auch die allgemeinen Reflexionen und Einschätzungen Rosebergs werden zwischen Anführungs- und Schlusszeichen so präsentiert, als handle es sich um direkte Zitate des Analysten gegenüber der Zeitung. Schliesslich wird ein Kommentar Rosebergs sogar Urs Burkard, dem Sprecher der Familie, als dessen wörtliches Zitat in den Mund gelegt.

sen zu beschränken. Dazu gehören Aktienstuktur, Opting-out-Klausel und Vinkulierung. Mit seinen Erben schloss der Patron zudem einen Poolvertrag ab, in dem klar festgeschrieben ist, wie sich die Erben von ihren Aktien trennen können. Jetzt zu argumentieren, der Verwaltungsrat blockiere den Verkauf aus Eigeninteressen, zeugt von Unkenntnis der spezifischen Sachlage bei Sika. Die Vinkulierung gibt dem Verwaltungsrat ein Mittel in die Hand, unerwünschte Aktionäre abzulehnen, auch wenn sie von den Erben gewünscht sind.

Walter Grüebler, Risch, ehemaliger Konzernchef und Verwaltungsratspräsident von Sika

Mit der Veröffentlichung des Roseberg-Rapports kann nun jedermann nachprüfen, dass die Kritik der *Weltwoche* an der unsauberen Arbeitsweise der lieben *Soz*-Kollegen in jeder Hinsicht berechtigt war. Zu bedauern ist im Weiteren, dass die *Sonntagszeitung* sich nicht dazu aufraffen konnte, auch die massive, schriftlich bei ihr eingegangene Kritik Rosebergs am Vorgehen des Redaktors ins Netz zu stellen. Roseberg zeigte sich nämlich «sehr enttäuscht» («very disappointed») darüber, wie er und seine Analyse missbraucht worden seien.

Neben der Fehlübersetzung beklagt er, dass einzelne Passagen aus dem Zusammenhang gerissen und sogar zu direkten Zitaten der

Familie, die es nie gegeben habe, umgeformt worden seien. Schliesslich habe der Journalist Elemente aus einem vertraulichen Gespräch verwendet und ihm den Text nicht, wie vereinbart, vorgängig zur Prüfung und Freigabe zugesandt. Kurz: Was die *Soz* da produziert habe, sei «ein weiterer Sieg des Sensationsjournalismus über Inhalt und Fakten», schreibt Roseberg.

Verlag verweigert Korrektur

In Stellungnahmen zuhanden anderer Journalisten hält der Analyst zudem fest, seine Arbeit sei von einem interessierten Medienmann für dessen persönliche Ziele (Schützenhilfe für das Sika-Management, Attacke auf die Familie Burkard) missbraucht worden («was taken out of context and used for one's journalist's personal agenda»), was «nicht korrekt und nicht ehrlich» sei. Das unterminiere seine Arbeit.

So weit, so schlecht. Doch Redaktion und Verlag der *Sonntagszeitung* weigern sich weiterhin strikte, eine Korrektur an ihren abwegigen Thesen zuzulassen. So hat die Redaktion eine sachliche Berichtigung rundum abgelehnt, welche die Familie Burkard im redaktionellen Teil platzieren wollte. Auch der zweite Versuch der Familie, die grössten Irrtümer, gegen teures Geld, wenigstens im Inserateteil unterzubringen, wurde abgelehnt. Eine Publikation komme höchstens dann in Frage, beschied der Verlag, wenn die Passagen mit Kritik an der *Soz* aus dem Text entfernt würden. Zur sonntäglichen Kampagnenarbeit im Dienste des Sika-Managements gesellt sich die Zensur.

Leser-Kommentar

Professor Peter V. Kunz verweist im Interview mit Beat Gygi in der *Weltwoche* vom 20.4.2017 auf das formale Aktienrecht. Dabei unterschlägt er, dass das Aktienrecht auch Gestaltungsfreiheit zulässt, die über die zwingenden Gesetznormen hinausgeht. Im Falle der Sika haben der damalige Mehrheitsaktionär Romuald Burkard und der damalige Verwaltungsratspräsident Kurt Furgler diese Gestaltungsfreiheit genutzt und ein mehrdimensionales Konstrukt von *checks and balances* geschaffen und von der GV genehmigen lassen. Dabei ging es ihnen darum, die Bewegungsfreiheit von Investoren, Verwaltungsräten und Erben gleichermaßen

Gegenrede

Nicht mehr zeitgemäss

Das Interview zum Fall Sika mit Professor Peter V. Kunz in der letzten *Weltwoche* ruft nach einer Antwort. *Von Peter Nobel*

Professor Kunz hat sich zum Fall Sika schon mehrfach öffentlich geäussert, und er ist auch sonst selten um Stellungnahmen verlegen. Es erstaunt, dass er die Allmacht dem Aktionär zuspricht; das ist nicht mehr zeitgemäss. Das heutige Aktienrecht geht von der Parität zwischen den Gesellschaftsorganen aus, was auch dem Verwaltungsrat seine Wirkungssphäre belässt.

Auch auf der Aktionärsseite steht im Fall Sika neben der Stimmenmehrheit der Familie Burkard (52 Prozent) die Stimmenminderheit der Publikumsaktionäre (48 Prozent), die aber über die Kapitalmehrheit verfügen (84 Prozent gegenüber 16 Prozent der Familie Burkard). Ein reines Abstellen auf die Stimmrechte geht daran vorbei, dass Stimmrechte zwar wertvoll, aber nicht einfach «Eigentum» sind. Bei einer Eigentumsargumentation muss jedenfalls die Kapitalseite im Vordergrund stehen, und Professor Kunz geht ja nicht so weit, zu be-

haupten, dass die Kapitalmehrheit die geplante Transaktion begrüsse. Geradezu unzutreffend wird seine Theorie der Aktionärssuprematie spätestens dann, wenn die Statuten dem Verwaltungsrat direkt und explizit Rechte einräumen. Dies ist bei der Vinkulierung der Fall, denn der Verwaltungsrat (und nicht die Aktionärsschaft) kann die Übertragung eines Paketes, das 5 Prozent der Namenaktien übersteigt, verweigern, wenn die Unabhängigkeit der Gesellschaft gefährdet ist. So steht es ausdrücklich in den Statuten, das heisst im Grundgesetz der Sika.

Der Verwaltungsrat ist verpflichtet, im Interesse der Gesellschaft zu handeln. Dieses Interesse der Gesellschaft an ihrer Unabhängigkeit, will sagen: Konzernfreiheit, steht auch in den Statuten, nämlich in der möglichen Begrenzung eines Erwerbers neuer Aktien auf 5 Prozent. Dass Saint-Gobain sowohl ein Konkurrent wie auch ein Grosskonzern ist, wird auch Professor Kunz nicht bestreiten. Was ist denn nun der

Streitgegenstand, der Professor Kunz sogar gegen 1.-August-Reden wettern lässt? Die Frage ist ganz einfach, auch wenn die Antwort umstritten und in der Schweiz (anders als in Deutschland und Frankreich) noch nicht endgültig beantwortet ist. Es ist die Frage, ob die Kompetenz des Verwaltungsrates, die Vinkulierung zu handhaben, dann an ihre Grenzen stösst, wenn nicht die Aktien der Sika selbst (was ohne jeden Zweifel ein Vinkulierungsfall wäre), sondern alle Aktien der Familienholding, in der die Stimmenmehrheit bewusst versammelt ist, übertragen werden sollen. Das Zuger Kantonsgericht hat in einem sorgfältig begründeten Entscheid geschlossen, dass die freie Übertragung der Holdingaktien eine Umgehung der Vinkulierung darstellen würde.

Lassen wir der Rechtsprechung doch ihren Lauf, und zwar ohne professorale Drohungen mit der Verantwortlichkeit des Verwaltungsrates, der mit dem Management zusammen die Gesellschaft so gut führt, dass selbst die Familie ihre Paketverkaufsprämie bereits im heutigen Aktienkurs integriert findet.

Peter Nobel ist emeritierter Professor für Wirtschaftsrecht an den Universitäten Zürich und St. Gallen. Er war im Fall Sika als Gutachter des Verwaltungsrats tätig.

Hausbesitzer aufgepasst!

Das neue Energiegesetz fordert praktisch eine Halbierung des Energieverbrauchs. Dies wird nur mit staatlicher Umerziehung, Lenkungsmaßnahmen, teureren Energiepreisen und neuen Vorschriften möglich sein.

Haben wir bald...

...viel höhere Strom- und Heizölrechnungen?

...mehr Kosten und Vorschriften bei Sanierung und Umbau?

...Verbot von Ölheizungen ab 2029?

...einen Zwang für behördlich installierte Spione (sogenannte Smart Meter), die unseren Energiekonsum kontrollieren, steuern und lenken?

...eine staatlich verordnete Heizgrenze von 18 Grad in unserem Zuhause?

Abstimmung vom 21. Mai 2017

www.energiegesetz-nein.ch

Energiegesetz

NEIN

Überparteiliches Komitee gegen das Energiegesetz, Postfach, 3001 Bern
Danke für Ihre Spende für dieses Inserat: PC 31-604614-3

Ein Fauteuil für zwei

Nur zweieinhalb Jahre haben Emmanuel und Brigitte Macron gebraucht, um ein Volk zu verführen, das keine Neulinge mag. Nun steht die Krönung bevor. Was macht die Magie dieses merkwürdigen Paares aus?
Eine Analyse von Macron-Biografin Caroline Derrien

Das gab's noch nie. Prinzipiell müsste man den Sieg in der zweiten Runde abwarten, um sich einen solchen Freudenmoment zu gönnen, der öffentlich und privat zugleich ist. Aber Emmanuel Macron pfeift auf Prinzipien. Und deshalb hat er am vergangenen Sonntagabend im Glanz seines Siegs bei der ersten Etappe der Präsidentschaftswahlen eben nicht widerstehen können: Der Anführer der Bewegung «En marche!» holte seine Frau Brigitte auf die Bühne. Seine Parteigänger rasteten aus und skandierten ihren Vornamen. Es war, als hätten die Franzosen nicht nur einen Kandidaten gewählt, der im Elysée regieren sollte, sondern ein Ehepaar.

Was einem bei Nicolas Sarkozy auf die Nerven ging – dass er immer beim *peuple* ankommen wollte, wie man in Frankreich so gern sagt –, scheint mittlerweile erlaubt zu sein. Man muss auch an das Ehepaar Obama denken angesichts der macronschen Kampagne, die im Lauf der letzten Monate immer amerikanischer geworden ist. Seite an Seite hält das an diesem Abend am häufigsten betrachtete Liebespaar Händchen in diesem Pariser Kongresssaal. Der Frischgekürte, dessen himmelblaue Augen heftige Gefühle verraten, findet starke, bewegende Worte: «Ohne sie wäre ich nicht ich.»

Politische Kühnheit

Emmanuel/Brigitte, Brigitte/Emmanuel. Sie sind unzertrennlich. Zweifellos werden sie gemeinsam die Stufen zum Präsidentenpalast emporsteigen. Da ist es egal, dass manche Leute, darunter auch Mitglieder von «En marche!», sich lustig gemacht haben darüber, dass die beiden auf so vielen Zeitschriften-Titelblättern aufgetaucht sind – eines dieser alten Medienrezepte, um sich einen Namen zu machen, eine Marke zu schaffen. Und die Marke Macron hat sich im öffentlichen Bewusstsein bestens etabliert. Nur zweieinhalb Jahre standen zur Verfügung, um ein Volk zu verführen, das es nicht gewohnt ist, Neulinge zu krönen. Doch hätte es ein besseres Bild für die politische Kühnheit Emmanuel Macrons geben können als die unerhörte Geschichte der beiden? Auf dem Papier sah sie nach einer *mission impossible* aus, die Kandidatur dieses Mannes in den Dreissigern, der noch vor kurzem den Franzosen entweder unbekannt oder – schlimmer – als Ex-Minister der verabscheuten Ära Hollande geläufig war. Umso höher ist diese Glanzleistung zu werten, als sie gegen die politischen Gepflogenheiten verstieß, nach denen man die Ochsentour machen muss, Abstimmung um Abstimmung.

Dem Konformismus hat Macron immer die Stirn geboten, jedenfalls in seinem Privatleben. Vor wenigen Wochen hat er bei einer Versammlung in Lyon gesagt: «Man erklärte uns, man müsse die Regeln und die bestehende Ordnung respektieren; sein Glück müsse man anderswo suchen.» Es brauchte Hartnäckigkeit und Mut, um den Skeptikern zum Trotz das Undenkbare durchzusetzen: diese Liebe, die Anfang der neunziger Jahre zwischen den Kulissen des Theaterklubs eines katholischen Gymnasiums in Amiens erblüht war. Die Literaturlehrerin ist verheiratet, Mutter dreier Kinder. Sie ist vierzig Jahre alt. Der Älteste der Arztfamilie Macron (seine Schwester und sein Bruder sollten beide Ärzte werden) ist gerade mal sechzehn. Er ist ein brillanter Schüler, laut seinen damaligen Lehrern und Schulkameraden umwerfend begabt. Die meiste Zeit verbringt er mit der Lektüre anspruchsvoller französischer Literatur: Michel Tournier, André Gide, Louis-Ferdinand Céline; er hört Jacques Brel, während Gleichaltrige sich auf dem Dancefloor zu Techno verlustieren. «Aber nicht dass Sie glauben, mein Ältester sei

ein Zombie gewesen!», präzisiert der Neurologe Jean-Michel Macron.

«Emmanuel geht immer auf Risiko»

Der junge Mann aus der Picardie, der später Literatur und Philosophie studieren wird, verkehrt kaum mit Altersgenossen und verknallt sich in diese wie eine Sonne strahlende, begeisterungsfähige Frau, die auch sehr lustig sein kann. Auch wenn sie sich dagegen wehrt und obschon sie geografisch getrennt werden – er geht nach Paris, um zu studieren –: Die Liebe der beiden ist unabwendbar. «Ich habe diese Beziehung nie als einen Verstoss empfunden», sagt die Frau, die gesteht, mit Normen wenig im Sinn zu haben. Den Spöttern, dem Altersunterschied von 24 Jahren und der fehlenden Begeisterung seiner Eltern zum Trotz beschliesst Emmanuel Macron 2007, die Frau seines Lebens zu heiraten. Zehn Jahre später sieht es so aus, als sei er im Begriff, eine weitere Schlacht, diesmal eine politische, zu gewinnen.

Natürlich waren die Umstände fast schon wundersam günstig, doch das macht den Sieg



Darsteller seines eigenen Lebens: Emmanuel Macron, Gattin Brigitte.

nicht weniger süß. Dieses Paar weiss, was es heisst, riskante Wege einzuschlagen. François-Joseph Furry, ein langjähriger Bekannter des ehemaligen Wirtschaftsministers, meint: «Emmanuel geht immer auf Risiko.» Und es gefällt ihm, tausend Möglichkeiten auszuleben, wo andere sich mit einer einzigen bescheiden müssen: Er ist ein begabter Pianist, war Assistent des Philosophen Paul Ricœur, Bankier bei Rothschild, Berater von François Hollande im Elysée; ausserdem schreibt er auch (und hat einen Roman über das präkolumbianische Amerika in der Schublade).

Macron möchte alle Möglichkeiten ausleben, auch auf die Gefahr hin, dass man seiner Identität nicht mehr habhaft werden kann. Er möchte Darsteller seines eigenen Lebens sein mit Frankreich als Bühne. «Seine Stärke ist seine Sprache: Er beherrscht jegliche Art von Diskurs», lautet die halb bewundernde, halb zweifelnde Einschätzung von Brice Michel, einem Vertrauten Macrons aus der Vorbereitungszeit auf die Hochschule.

Emmanuel Macrons ehemalige Regisseurin Brigitte gesteht, das spektakuläre Wahlfieber zu geniessen. Gleichzeitig ist sie sich der Fussangeln auf dem politischen Parkett nur zu bewusst. «Ich bin misstrauisch, was das Wesen des Menschen betrifft», hat sie wiederholt gesagt. In Le Touquet-Paris-Plage, ihrem Herzensort, gilt sie vielen als eher rechts; sie ist im Lauf der Kampagne oft im Hauptquartier von «En marche!» gewesen, hat ihre Meinung über Mitglie-

der der Bewegung geäussert, sich aber auch nach dem Befinden der erschöpften *helpers* ihres Mannes erkundigt. Kabinettsmitglieder im Wirtschaftsministerium haben sie als mütterlich empfunden – oder als erdrückend, wie jene sagen, die finden, Brigitte Macron sei eine etwas lästige Muse. Wobei sie und Emmanuel sich keineswegs in allem einig sind: Im Fall des Schleierverschots etwa oder der Trennung von Kirche und Staat denkt sie strenger; er ist auf Konsens aus, strebt eine Synthese an. «Emmanuel lässt sich von niemandem beeinflussen», beteuert seine Frau und gesteht gleich: «Nicht einmal von mir.» Man muss auftreten als einer, der zu Unterscheidungen und Entschlüssen fähig ist, als derjenige, der eindeutig der Chef ist, wenn man die Geschicke des Landes in die Hand nehmen will. Dies gilt umso mehr, wenn man erst 39 ist und noch nie auf die Gunst der Wähler angewiesen war.

Ist er ein zweiter François Hollande?

Emmanuel Macron ist selbstsicher, wird unterstützt von ein paar ehrgeizigen, hippen jungen Leuten, hat aber nicht Scharen von Vertrauten. Denn Brigitte ist sein Ein und Alles, «meine beste Freundin», wie er schon verlauten liess. Er verrät nicht viel über seine Gefühle – ganz im Gegensatz zu seiner Gemahlin. Manche Sozialisten, die sein New-Look-Liberalismus befremdet, sehen in ihm nichts als einen zweiten François Hollande: einen Mann wohlwollender Worte, aber keiner Gefühlsregung fähig. Leute, die ihm nahestehen, beteuern, dem sei ganz und gar nicht so. Seine Frau sensibilisiere ihn nicht nur für Fragen der Schulbildung, sondern auch für Autismus und Behinderungen. Es ist gut möglich, dass die mutmasslich künftige First Lady gerade diese Themen zu ihrer Herzensangelegenheit machen wird.

Er, der sich den Franzosen als Mann präsentiert hat, der die Gesetze der Politik ausser Kraft setzt und das alte Schema eines beengenden Zweiparteisystems überwindet, wird sich dennoch in der Fünften Republik wiederfinden mit ihren Zwängen und den Parlamentswahlen, die gewonnen werden müssen, damit man überhaupt regieren kann.

Wird der Mann, der von sich selbst sagt, er strebe einen «Bruch» an, die Präsidentschaftsmaschinerie revolutionieren können? Bevor er den Beweis dafür antritt, kann er immerhin schon mal als Verkörperung dieses Verstosses gegen die Normen auftreten dank seinem Image als Teil eines «untypischen» Paares, wie er so gern sagt.

Aus dem Französischen von **Thomas Bodmer**



Caroline Derrien, Candice Nedelec:
Les Macron. Edition Fayard. 234 S.

Kandidaten

Beim Teutates!

Macron blieb unfassbar – bis er sich in der sechsten Minute seiner Siegesrede offenbarte.

Voilà! Da ist er also. Schon fast auf dem Olymp angekommen. Ohne Partei. Getragen von einer Bewegung, «En marche!», die es vor einem guten Jahr noch gar nicht gegeben hat. In seiner Siegesrede am Sonntag war Emmanuel Macron schon ganz *présidentiel*. Bloss wie genau sein Frankreich aussehen soll, darüber schweg er sich auch in der Wahlnacht aus.

Seit der Stunde null windet sich Macron geschmeidig wie ein Aal ums Konkrete. Er wolle ein Präsident sein, der «beschützt, erneuert, aufbaut». Aber nicht zu forsch, natürlich. Keine Thatcher-Roskur. Macron fordert «Eigenverantwortung» (ein Fremdwort für die staatshörigen Franzosen). Und «Zeit». (Erneuern kann man schliesslich nicht über Nacht.) Auch an der 35-Stunden-Woche wird selbstverständlich nicht gerüttelt. Wie er so den «radikalen Umbau» Frankreichs bewerkstelligen will, den er verspricht? Wer soll das verstehen, beim Teutates!

«Mozart der Finanzwelt»

Dafür umgarnt er jetzt ganz Frankreich. «Neue Gesichter, neue Talente» brauche die Nation, beschwört er, ganz Landesvater, in eindringlichem Ton. Macron spricht ohne Dialekt. Keinem seiner Worte hört man es an, dass er aus dem Norden stammt, wo Leute niederer Sozialklassen «Ch'ti» sprechen. Er spricht ein emailliertes Hors-sol-Französisch, wie es an den Eliteschulen gelehrt wird. Der Kandidat, der mit dem Prädikat «anders» auf der Überholspur fährt und gegen die Eliten wettet, ist in Wirklichkeit einer von oben. Sohn eines Arztes, Absolvent der Kadenschmiede ENA. Er verdiente Millionen als Investmentbanker bei Rothschild, wo man ihn «Mozart der Finanzwelt» nannte.

In der Siegesnacht gab er sich alle Mühe, den Klassenunterschied zu kaschieren. Doch dann, in der sechsten Minute seiner Rede, galoppierte es kurz mit ihm durch. «Je ne serai jamais loin de vous» – «Ich werde nie weit weg sein von euch.» Noch ist er nicht gekrönt, da rutscht er bereits in die Rolle des Königs, in welcher sich Frankreichs Präsidenten traditionell gebaren. Nicht aus dem Volk. Nicht mit dem Volk. Über ihm.

Urs Gehrig



Held der schweigenden TV-Mehrheit: Journalist O'Reilly.

Heisse Schokolade

Bill O'Reilly, die grosse Symbolfigur des konservativen US-Journalismus, ist über Anzüglichkeiten gestürzt. Der Fall lehrt uns: Noch schlimmer als sexuelle Belästigung ist kommerzielle Belästigung.

Von Kurt W. Zimmermann

Der letzte Fall, der bekannt wurde, spielt im Jahre 2008. Es ist der Fall einer dunkelhäutigen Sekretärin, die beim TV-Kanal von Fox News arbeitete.

Bill O'Reilly, 67, der journalistische Gigant des Senders, hatte sich 2008 offenbar daneben benommen. Er schaute der Sekretärin auf Ausschnitt und Beine, gab gutturale Laute von sich, die sich wie «Mhmm» anhörten, und beleidigte sie, wie sie sagte, schliesslich mit einer besonders frivolen Phrase. Er nannte sie «hot chocolate».

Nachdem die Heisse-Schokolade-Story vergangene Woche in den Medien hochgekocht war, ging es schnell. Tags darauf schon war O'Reilly seinen Job bei Fox News los, fristlos, und die Sekretärin bekommt nun wohl ein paar Millionen.

Die Kündigung des «King», wie sie den TV-Moderator nannten, blieb nicht ohne journalistische Pointe. Er machte gerade für zwei Wochen Urlaub in Italien. Nur wenige Stunden vor seinem Rausschmiss traf sich O'Reilly, der irischstämmige Katholik und frühere Ministrant, in Rom mit Papst Franziskus und schüttelte ihm innig die Hand. Man weiss nicht, ob der Papst ihm seine Sünden schon vergeben hat.

Der Aufstieg und Fall des Bill O'Reilly ist eine sehr amerikanische Geschichte. Es geht um

politische Linien, um kontroversen Journalismus und um eine Menge Dollars. Und es geht, auch dies sehr amerikanisch, um die enorme Sprengkraft, die der Vorwurf der sexuellen Belästigung dort mittlerweile hat. Doch weil es eine sehr amerikanische Geschichte ist, könnte es sich nur um einen vorläufigen Absturz handeln, der dann in einen neuen Aufstieg mündet.

«The O'Reilly Factor» hiess die Sendung, die jeweils werktags um acht und elf Uhr abends bei Fox im Programm stand. Es war seit einem Dutzend Jahren die erfolgreichste Nachrichtenshow im US-Kabelfernsehen. Sie erreichte über vier Millionen Zuschauer, Tendenz auch zuletzt steigend. O'Reilly brachte mit seinem Format den harten, politischen Journalismus erfolgreich auf den Bildschirm zurück, als man schon dachte, dass die Zeit der News-Shows am TV vorbei wäre, und als auch CNN dahinzuplättschern begann.

Risiko für Murdoch

O'Reillys Konzept war die Kontroverse. Er schuf aus der Tradition der eher gepflegten Talkshows die erste aggressive Debatten-Show im US-Fernsehen. Eine Stunde lang setzten sich Experten und Exponenten mit den aktuellen Themen pointiert und oft polemisch auseinander. Der Unterhaltungswert war hoch.

O'Reilly selber profilierte sich als einer der brilliantesten Interviewer im gängigen Journalismus, sachlich kompetent, aber im Ton oft rüde und wie eine Bulldogge in den Gesprächspartner verbissen. «Ich bin ein Sensationalist. Ich habe ein grosses Maul. Ich will Aufmerksamkeit», war sein Arbeitsprinzip.

Vor allem aber war O'Reilly verlässlich konservativ. Nach europäischen Kriterien würde man ihn als neokonservativ bezeichnen, aber in den USA braucht es solche Vorsilben nicht. George W. Bush und der frühere republikanische Sprecher Newt Gingrich gehörten zu seinen regelmässigen Gästen, ebenso gern gesehen waren aber auch Hillary Clinton und der demokratische Fraktionschef Chuck Schumer, die linken Widersacher, die O'Reilly vor der Live-Kamera auseinanderzunehmen versuchte.

Mit seinen dezidierten Statements für ein starkes Amerika und gegen eine libertine Weichspülermentalität wurde der televisionäre Brocken – 1,92 Meter, 98 Kilogramm – zur Goliathfigur der traditionellen US-Gesellschaftskultur und zum Helden der schweigenden TV-Mehrheit.

Fox News war im US-Wahlkampf der einzige grosse Medienkanal des Landes, der Sympathien für Donald Trump zeigte. Auch in O'Reillys Show trat Trump zweimal auf. Da allerdings

war O'Reilly das journalistische Temperament wichtiger als die ideologische Linientreue. Im Interview mit dem damaligen Russland-Versteher Trump titulierte er Wladimir Putin unverhohlen als «Mörder», der für den Tod von russischen Journalisten und Dissidenten verantwortlich sei. Der «Mörder Putin» führte im Studio bei Trump zu hochgezogenen Augenbrauen und im Kreml zu erheblicher diplomatischer Verstimmung.

Solch gelegentlicher Nonkonformismus zeichnete den irischen Sturkopf O'Reilly schon immer aus. Man wusste zwar, wo der Traditionalist stand, aber ein rückwärtsgewandter Eiferer war er nicht. Rassistische Sprüche machte er nie, er bewunderte Martin Luther King. Und wenn ein Student gelegentlich einen Joint rauchte, sagte er, sei das auch nicht weiter schlimm.

Dennoch: Wenn man 2017 die grossen Player in der US-Medienlandschaft kartografisch einordnen wollte, dann war die Links-rechts-Topografie klar — auf der einen Seite die rechtsbürgerlichen Fox News und ihr «O'Reilly Factor», auf der anderen Seite die linksliberale *New York Times*.

O'Reilly stand für nahezu alles, was die *New York Times* verabscheute. Er machte sich lustig über die salonsozialistische Schickeria der Stadt, er war gegen höhere Staatsausgaben und Steuern, er spöttelte über Homosexuelle, er attackierte den Islam, und er warnte davor, «dass politische Korrektheit zu einer Säure wird, welche die Freiheit auflöst». Für die *New York Times* war es darum ein besonderes Freudenfest, dass sie die Säure wurde, in der sich O'Reilly schliesslich auflöste.

Gerüchte über allerlei sexuelle Untergriffigkeiten von O'Reilly gab es schon länger. Doch erst ein Artikel in der *New York Times* von Anfang April machte dann die Story zum Skandal. Seit 2004, so schrieb das Blatt, hatten Fox News und sein Aushängeschild O'Reilly insgesamt dreizehn Millionen Dollar an fünf Frauen gezahlt, die ihm sexuelle Belästigung vorgeworfen hatten. Die Frauen kassierten kräftig und schwiegen dann.

In einem Beispiel soll O'Reilly einer TV-Produzentin am Telefon den Gebrauch eines Vibrators empfohlen, aus seinem früheren Sexleben schwadroniert, und, gewissen Geräuschen nach zu schliessen, womöglich Hand an sich gelegt haben. Zwei weitere Frauen, ein Gast seiner Show und eine TV-Präsentatorin, berichteten, O'Reilly habe ihnen eindeutige Avancen gemacht und im ersten Fall auch eine Anstellung beim Fox-Network in Aussicht gestellt. Beide Avancen wurden abgelehnt.

Natürlich kam es nach der Publikation der Story sofort zu Protesten vor dem Studiogebäude in Manhattan, organisiert von der Frauenrechtsgruppe Ultraviolet. Etwa 200 Demonstranten riefen: «Fire him.» Über 100 000 unterschrieben eine gleichlautende Internetpetition.

Fox-News-Besitzer Rupert Murdoch, 86, der alte Medienelefant, liess sich davon noch wenig beeindrucken, denn professionell organisierte Empörung gehört in New York zum Geschäft. Für seinen Mann sprach, dass ihm keine der Frauen irgendwelche Handgreiflichkeiten vorwarf, kein Griff an den Hintern, kein versuchter Kuss, nicht einmal eine Hand auf dem Oberarm. Es ging um verbale Entgleisungen, also um sehr journalistisches Artverhalten.

Dann aber wurde O'Reilly für sein Unternehmen zur kommerziellen Gefahr.

Die Macht der Lobbys

Rund fünfzig Werbekunden, darunter Namen wie Mercedes, Bayer, Bausch & Lomb, Land Rover, Sanofi und Advil, kündigten an, bei «The O'Reilly Factor» keine TV-Spots mehr zu schalten. Sie reagierten damit auf die inzwischen heftige Medienkampagne gegen den Fox-Frontmann. Die Unternehmen wollten das Risiko nicht eingehen, bei ihrer weiblichen Kundschaft auf Aversionen zu stossen. Vor allem Firmen aus den Branchen Gesundheit, Autos, Medizin und Mode stoppten ihre TV-Ads, weil hier vielfach die Frauen die Kaufentscheider sind.

Nun verstand auch Medienelefant Murdoch keinen Spass mehr. Aus der sexuellen Belästigung war quasi eine kommerzielle Belästigung geworden. Er musste fürchten, dass das amoralische Mundwerk seines TV-Stars seine ganze Film- und Fernseh-Firmengruppe der 21st Century Fox in die Bredouille bringen könnte. Fox News liefert immerhin 10 Prozent des Konzernumsatzes von 27 Milliarden Dollar. Zum Gewinn von 7 Milliarden steuert Fox News gar mehr als 20 Prozent bei.

Kurz vor O'Reillys Rückreise aus Italien ging darum eine Mail an alle Mitarbeiter des TV-Senders: «Herr O'Reilly wird nicht zu Fox News zurückkehren», stand darin, denn am

Er machte sich lustig über die salonsozialistische Schickeria der Stadt.

Arbeitsplatz müssten die «Werte von Vertrauen und Respekt» gelten. Unterschrieben war die Mail nur mit drei Vornamen, wie sich das für ein Unternehmen von Vertrauen und Respekt gehört: Rupert, Lachlan, James.

Rupert Murdoch und seine zwei Söhne, beide Mitte vierzig, die den Laden operativ führen, hatten drei Wochen an O'Reilly festgehalten. Dann kam die Geschichte mit der «heissen Schokolade» hoch, und die zwei Söhne drängten nun auf die Entlassung. Sie möchten die alte Cowboykultur ihres Vaters durch eine zeitgemässere Compliance ersetzen.

Besonders interessant an der Geschichte ist, dass sie exemplarisch aufzeigt, wie Interessengruppen und Lobbys heute die Medien gefügig machen können. Direkter Druck auf Me-

Sexismus

Der lästige Faktor

Wer den Fox-Skandal für einen Sieg der Frauen hält, irrt leider.

In seinem letzten bekannt gewordenen Schreiben über Bill O'Reilly, den gefeuerten Nachrichtenmoderator, der seinem Sender Millionen einbrachte, schrieb Fox-Besitzer Rupert Murdoch: «Sein Erfolg ist unbestreitbar.» Kein Wort darüber, warum O'Reilly entlassen wurde. Der Mann, gegen den unzählige Aussagen und bisher sechs Klagen von Mitarbeiterinnen wegen sexueller Belästigung am Arbeitsplatz vorliegen, antwortete: «Es ist unglaublich, dass wir uns wegen völlig unbegründeter Vorwürfe trennen müssen. Aber das ist die traurige Wirklichkeit, mit der viele öffentliche Personen leben müssen.» Kein Anflug von Entschuldigung.

Die Weinerlichkeit stand dem für seine Angriffigkeit berühmten Fernsehmann schlecht. Schätzungsweise über 35 Millionen Dollar Schweigegeld hatten Fox und seine beiden prominentesten Vertreter, der Chef von Fox-News Roger Ailes und Nachrichten-Star Bill O'Reilly, bezahlt, um Frauen zum Schweigen zu bringen, die sich in zwanzig Jahren über sexuelle Belästigungen durch die beiden beschwert hatten. Roger Ailes wurde im letzten Sommer entlassen, nachdem zahlreiche Fox-Mitarbeiterinnen, die nie Klage eingereicht hatten, in einer internen Untersuchung über Belästigungen ausgesagt hatten.

Wer den Fox-Skandal für einen Sieg der Frauen über alte, konservative Männer hält, irrt leider. Die kalifornische Universität Berkeley, die sich als weltbester progressiver Hort von Intelligenz versteht, duldet trotz zahlreichen Beschwerden jahrelang einen grapschenden Professor, der erst vor zwei Jahren entlassen wurde. Den vierzigjährigen Über-Gründer Travis Kalanick kümmerten die Klagen über sexuelle Belästigung in seinem Betrieb erst, als eine angestellte Ingenieurin an die Öffentlichkeit ging. Der Grund ist immer derselbe: Chefs wissen nicht, wie demütigend sexuelle Belästigung ist. Sie halten erfolgreiche, aber Frauen gegenüber schamlose Mitarbeiter für eine Gegebenheit wie unbezahlte Überstunden, die hinnehmen muss, wer Karriere machen will. Sie kennen den Unterschied zwischen politischer Korrektheit und Übergriff nicht. Über Erstere kann man mit gutem Grund streiten. Letzterer ist ein Delikt. *Beatrice Schlag*



Comeback: Rupert Murdoch, Rebekah Brooks.

dienhäuser nutzt meist wenig, denn dort hat man genügend Routine darin, politische Pressionen abprallen zu lassen. Erfolgreicher ist darum die Strategie, Druck auf die Werbekunden zu machen, Werbeboykotts zu erzwingen und so die Medienhäuser kommerziell in den Schwitzkasten zu nehmen. Das funktionierte exzellent. Vor allem Media Matters, die progressive Lobby gegen konservativen Journalismus, machte Druck auf die Werbekunden.

Die Medienwelt vergisst schnell

Die Affäre um Fox News und Bill O'Reilly hat damit auffällige Parallelen zur Affäre um *News of the World* und Rebekah Brooks. Rupert Murdoch musste sein erfolgreiches britisches Boulevardblatt 2011 schliessen, weil die Redaktion Mobiltelefone gehackt und private Telefongespräche abgehört hatte. Verantwortlich für das Fehlverhalten war die seinerzeitige Chefredaktorin Rebekah Brooks.

Murdoch hielt erst lange an ihr fest, obwohl es Rücktrittsorderungen von Politikern und Journalisten hagelte. Dann aber hatte er keine Wahl mehr. Grosse Werbekunden wie Boots, Vauxhall, Virgin, Sainsbury's und Ford strichen ihre Werbebudgets für *News of the World*. Murdoch fürchtete, dass der Boykott auf seine gesamte Mediengruppe überschwappen könnte. Brooks musste zurücktreten.

Brooks bekam eine Abfindung von knapp zehn Millionen Franken. Bei Bill O'Reilly sind es etwas mehr als zwanzig Millionen.

Doch Rupert Murdoch weiss, wie schnell die Welt vergisst und wie viel schneller noch die Medienwelt vergisst. 2015 holte er Rebekah Brooks als CEO zu seiner britischen News-Gruppe zurück. Die frühere Sünderin führt heute seine Blätter, etwa die *Times*, die *Sunday Times*, die *Sun* und die hauseigenen Radiostationen.

Auch ein Comeback des Sünders Bill O'Reilly wäre damit nur eine Frage der Zeit.

Bill O'Reilly hat rund 25 Bücher geschrieben, zu Themen wie John F. Kennedy, Abraham Lincoln, Adolf Hitler, Ronald Reagan und Jesus. Viele davon waren Bestseller, manche mit einer Auflage von über einer Million. Sein neuestes Buch mit dem Titel «Old School» kletterte im April auf Platz eins der famosen «New York Times Bestseller List».

Palast-Intrigen

Die Vorgänge im Weissen Haus ähneln einem shakespeareschen Königsdrama: Die Verflechtungen sind unüberschaubar, das Ende ist ungewiss. Von Andrew Ferguson



«Kreatives Chaos»: Ivanka Trump mit Gatte Jared Kushner und Kindern.

Schauplatz: ein Schloss, darin ein attraktiver Prinz und eine bildschöne, juwelengeschmückte Prinzessin. Das Paar wird argwöhnisch beobachtet von einem Rivalen, halb Narr, halb Jago, das Gesicht leicht gerötet wie Falstaff. Er ist umgeben von Loyalisten, die gleichfalls an Shakespeare-Figuren erinnern. Sie sind überzeugt, dass der Prinz Verräter in das Schloss geschmuggelt hat. Und der König sitzt derweil in seinem Turm und tobt und brüllt hinaus in eine perplexen Welt wie Lear auf der Heide. Ist er verrückt? Niemand kann sich da ganz sicher sein.

«Trump-Flüsterer» Kushner

Das klingt wie ein grandioses Bühnenstück, nicht wahr? Aber leider ist die Geschichte mitten aus dem Leben gegriffen, jedenfalls jenem Leben, wie es sich in Washington darstellt. Zum Erstaunen vieler Menschen sind diese Figuren ins Weisse Haus eingezogen, um den Kurs der westlichen Welt zu bestimmen oder es zumindest zu versuchen.

Die Prinzessin ist leicht zu erkennen: Ivanka, das zweite Kind von Donald Trump. Sie hat ein Büro in unmittelbarer Nähe ihres Vaters und nimmt an politischen Besprechungen teil. Ihr Ehemann Jared Kushner ist vielleicht nicht ganz so bekannt, aber sein Name dürfte wohl bald al-

len geläufig sein. Freunde seines Schwiegervaters bezeichnen ihn als «Trump-Flüsterer», nach den Pferdeflüsterern im Wilden Westen, die einen ungebärdigen Mustang mit einem kaum hörbaren Wort zähmen können. Vielleicht sieht Trump sich selbst in Jared, dem Sohn eines reichen New Yorker Immobilienhändlers,

Es empfiehlt sich nicht, mit dem König zu konkurrieren – oder sich mit dessen Familie anzulegen.

der ins Familiengeschäft eingestiegen und selbst ein erfolgreicher Geschäftsmann ist.

Jared und Ivanka sind die Fusion zweier gewaltiger Vermögen. In den Augen von Trumps Ideologen sind sie eine unheilvolle Allianz. In Manhattan, wo die beiden aufgewachsen sind, gehörten sie zur High Society. Sie haben die vagen liberal-sozialen Werte ihrer Schicht mit nach Washington gebracht.

Sie sind gewiss nicht die ausgewiesenen Linken, wie einige ihrer Widersacher behaupten, sondern weit mehr darauf bedacht, *bella figura* zu machen – praktisch heisst das, die Popularität von Ivankas Vater wiederherzustellen, mit welchen Mitteln auch immer. Dazu haben sie New Yorker Freunde ins Weisse Haus mitge-

bracht, die mehr für Kompetenz als für Ideologie bekannt sind. Gary Cohn, Trumps wichtigster Wirtschaftsberater, und Dina Powell, seine neue stellvertretende Sicherheitsberaterin, sind altgediente Mitarbeiter von Goldman Sachs – also genau die Sorte Wall-Street-Banker, die die meisten Trump-Wähler eigentlich entmachtet sehen wollten.

Bannons neuerlicher Aufstieg

Die Ideologen werden angeführt von Stephen Bannon, dieser falstaffschen Figur. Auch Bannon ist reich. Er hat sein Vermögen ausgerechnet in Hollywood gemacht, und zwar mit frühen Investitionen in die Sitcom «Seinfeld», die noch 25 Jahre später Millionen an Tantiemen abwirft. Bevor Trump ihn im vergangenen Sommer in sein Team holte, um seinen chaotischen Wahlkampf auf Kurs zu bringen, hatte Bannon einen Teil seines Geldes ins rechte

Melania Trump vermittelt den Eindruck einer Frau, die keinen Wert darauf legt, im Schloss zu leben.

Nachrichtenportal *Breitbart* gesteckt und Dokumentarfilme produziert, in denen es um die nationalistische, populistische Weltanschauung ging, die Trump ins Weisse Haus trug.

In den ersten hundert Tagen von Trumps Präsidentschaft berichteten die Medien über Bannons Aufstieg, Fall und neuerlichen Aufstieg im Tauziehen mit dem Prinzen und der Prinzessin. Nach Trumps Amtsantritt, als viele seiner vollmundigen Wahlversprechen mit einer Flut von Exekutivanordnungen in den Bereichen Einwanderung, Handel und natio-



Groteskes Niveau: Berater Bannon.

nale Sicherheit umgesetzt wurden, war Bannons Einfluss unübersehbar.

Als sich zeigte, dass einige dieser Dekrete PR-Katastrophen waren, sank Bannons Stern so schnell wie Trumps Popularität. Der gescheiterte Versuch, Obamacare abzuschaffen, verstärkte nur den Ruf von Inkompetenz, der Bannon und seine Verbündeten umgab, darunter auch Reince Priebus, Trumps Stabschef, und seine telegene Beraterin Kellyanne Conway. Dass Bannon von *Time* als «Trump's Gehirn» bezeichnet wurde, machte die Sache nicht besser. Trump vermutete wohl zu Recht, dass Bannon persönlich die Titelgeschichte angeregt hatte. «So etwas fällt nicht vom Himmel», meinte Trump gegenüber Freunden.

Es empfiehlt sich nicht, mit dem König zu konkurrieren – oder sich mit der Familie des Königs anzulegen. Doch in der letzten Woche, als Trump seine harte handelspolitische Linie bekräftigte, besonders mit Blick auf das «desaströse» nordamerikanische Freihandelsabkommen, schien Bannons Stern wieder zu steigen. Derweil berichtet die *New York Times*, dass die Streitigkeiten ein geradezu groteskes Niveau erreicht haben. Besprechungen mit dem Präsidenten seien schwerfällig und überlaufen, weil jede Fraktion immer mehr eigene Leute entsende, um den Einfluss der jeweils anderen Seite zu kontern.

Und wie sieht Trump diese Palastintrigen? Medienberichten zufolge soll er abwechselnd wütend und amüsiert sein. Er, der Tausende von Deals erfolgreich gemanagt hat, spielt gern die eine Seite gegen die andere aus, um für «kreatives Chaos» zu sorgen, bevor er am Ende ein Machtwort spricht und tut, was er ohnehin vorhatte. So weit haben Bannon und Kushner ihn noch nicht gebracht.

Wo ist die Königin?

Aufmerksamen Lesern wird nicht entgangen sein, dass von einer Person noch gar nicht die Rede war – der Königin. Wo ist sie? Früher wurde in Washington oft vom Einfluss geredet, den die First Lady hinter den Kulissen ausübte. Melania Trumps Büro im Weissen Haus wird jedoch praktisch nicht genutzt. Die First Lady wohnt im Trump Tower in New York und kommt nur selten nach Washington. Ihre Abwesenheit erklärt sie damit, dass sie bei ihrem Sohn bleiben möchte, bis er das Schuljahr beendet hat. Erst dann, so ist zu vermuten, wird sie an die Seite ihres Mannes zurückkehren.

Vielleicht. Aber man darf begründete Zweifel haben. Angesichts der Berichte von Intrigen und Palastrevolten vermittelt Melania Trump den Eindruck einer Frau, die keinen Wert darauf legt, im Schloss zu leben. Das macht sie zur einzig normalen Figur auf dieser Bühne.

Andrew Ferguson ist Journalist beim *Weekly Standard* und Kolumnist für *Bloomberg News* in Washington. 1992 war er Redenschreiber für Präsident George H. W. Bush.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Trumps Woche

100 Tage in Zahlen

Wachsende Zustimmung in der Bevölkerung; 3 Dutzend Dekrete; zahllose Tweets.

1 Richter wurde für das Oberste Gericht bestätigt: Neil Gorsuch setzte sich im Senat mit 54 Ja- gegen 45 Nein-Stimmen durch.

51 Prozent der Wähler stimmen mit der Politik des Präsidenten überein, 49 Prozent tun dies nicht (Quelle: Rasmussen Reports, die die Wahl 2016 am genauesten vorausgesagt hat).

41 Prozent der Wähler glauben, dass sich Amerika in die richtige Richtung bewegt. Letztes Jahr waren es nie über 30 Prozent.

100 Senatoren erhielten ein geheimes Briefing des Weissen Hauses über Nordkorea.

10 Sekunden des öffentlichen Teils des Briefings wurden den Medien zugespielt.

16 Jahre ist es her, seit die Verbraucherzufriedenheit letztmals so gross war wie jetzt (Quelle: Conference Board, New York).

30 Prozent der Amerikaner sagen, dass sich die Wirtschaftslage verbessert hat. 49 Prozent meinen, dass sie unverändert ist; 18 Prozent denken, dass sie sich verschlechtert hat (Quelle: *Washington Post*/ABC News).

24 Nominierungen für Posten im Kabinett – mehr als von jedem anderen US-Präsidenten. Davon 22 vom Senat bestätigt.

3 Dutzend Dekrete – von Anweisungen an Regierungsbehörden, US-Produkte zu kaufen und US-Bürger einzustellen, über das Zurückstutzen von Regeln bis zur vorrangigen Ausschaffung illegaler krimineller Migranten.

271 Syrer auf der Sanktionsliste der Regierung. Die Trump-Administration hält sie für verantwortlich für die Entwicklung jener chemischen Waffen, die bei den jüngsten Angriffen vom Assad-Regime eingesetzt wurden.

20 Prozent aller flugfähigen syrischen Kampfmaschinen wurden bei einem einzigen amerikanischen Bombenangriff zerstört.

1 «Mutter aller Bomben» – die stärkste nicht-nukleare Waffe im amerikanischen Arsenal – über Afghanistan abgeworfen, um ein Tunnelssystem von IS-Kämpfern zu zerstören.

Nicht abschätzbar: Präsident Trumps zahllose Tweets seit seiner Vereidigung am 20. Januar 2017.

«Claudia Roth könnte meine Mutter sein»

Sie ist das neue Gesicht der Alternative für Deutschland und soll liberale, bürgerliche Wähler ansprechen. In ihrem ersten Interview nach ihrer Wahl zur Spitzenkandidatin spricht Alice Weidel über ihre Pläne.

Von Wolfgang Koydl

Reden kann sie, keine Frage. Alice Weidel riss die Delegierten des Parteitags der Alternative für Deutschland (AfD) in Köln mit ihrer Rede zu wahren Begeisterungstürmen hin: Scharf und pointiert, gleichzeitig sachlich und ruhig skizzierte die 38-Jährige die desolate Lage Deutschlands nach vier Jahren grosser Koalition unter Angela Merkel.

Bislang haben nur Eingeweihte die Ökonomin und selbständige Unternehmerin auf dem Radar gehabt. Nun soll sie im Duo mit dem 76-jährigen Alexander Gauland als Spitzenkandidatin die AfD in den Bundestag führen. Erst vor einem Jahr platzte sie aus heiterem Himmel auf die politische Bühne, als sie kurzfristig für Frauke Petry in Sandra Maischbergers Talkshow einspringen musste. Nun hat sie Petry als neues Gesicht der Partei abgelöst.

Frau Weidel, macht die AfD jetzt einen auf Grüne? Doppelspitze, Mann/Frau, jung/alt, Realo/Fundi?

Der Wahl des Spitzenduos liegt der Gedanke zugrunde, dass die zwei Hauptströmungen der Partei abgedeckt und nach aussen repräsentiert werden – der nationalkonservative und der liberalkonservative Arm. Mit Alexander Gauland und mir wählte die Partei ein ausgewogenes Duo, um die AfD erfolgreich in den nächsten Bundestag zu führen.

Immerhin sind Sie die jüngste Spitzenkandidatin im Wahlkampf. So was war bisher das Vorrecht der Grünen.

Wie sehr die Grünen von gestern sind, erkennt man daran, dass Claudia Roth meine Mutter sein könnte und Winfried Kretschmann mein Grossvater.

Angesichts des Streits auf dem Parteitag erscheint die Doppelspitze allerdings eher wie eine Notlösung als wie ein Konzept.

Ich glaube, dass dieser Streit nach aussen hin medial überzeichnet wurde. Das kennen wir von vergangenen Parteitagen der AfD. Sowohl vorher wie nachher wurde von Richtungsstreitigkeiten, personellen Querelen und vor allem von Rechtsruck gesprochen. Das ist im Grundsatz nichts Neues und wird allmählich auch langweilig.

In der Flüchtlingsfrage haben die Regierungsparteien der AfD die Politik weg-



«Ich habe mir von Donald Trump als Präsident mehr versprochen»: AfD-Spitzenkandidatin Weidel.

genommen. Sie setzen auf Abschottung, Abschreckung, Abschiebung. Nehmen sie der AfD nun auch die Wähler weg?

Ich kann das realpolitisch nicht erkennen. Es wurde bisher viel versprochen und nichts umgesetzt, was Aufgabe der Regierungsparteien wäre. Stattdessen sehen wir immer noch überall Rechtsbrüche des deutschen Asylgesetzes und internationaler Abmachungen wie der Dublin-III-Verordnung, die von der Regierung alimentiert werden, zum Schaden der Bevölkerung und des Steuerzahlers.

Die Umfragen sehen nicht so toll aus. Statt sicher zweistellig nun wackelig einstellig.

Das ist auch der Grund, warum ich angetreten bin.

Wie wollen Sie diesen Trend stoppen?

Durch ein überzeugendes Wahlprogramm, das wir verabschiedet haben. Und durch ein überzeugendes Duo, das gewählt wurde.

Bei welchem Wahlergebnis wären Sie enttäuscht?

Ich glaube, ich wäre schon bei sieben Prozent enttäuscht.

Die AfD wird hauptsächlich als Partei wahrgenommen, die Antworten auf die unkontrollierte Zuwanderung hat. Reicht ein Thema für eine Bundestagswahl?

Die AfD wurde seit ihrem Entstehen als Ein-Themen-Partei bezeichnet. Zuerst war es die Euro-, jetzt ist es die Asyl-Partei. Wir haben ein breites Bundestagswahlprogramm verabschiedet, mit Lösungsvorschlägen in allen relevanten Politikfeldern. Die Hauptthemen für den Wahlkampf sind sicher die innere Sicherheit als Folge der verfehlten Migrationspolitik, die Europa- und Euro-Politik sowie die Steuer- und Finanzpolitik, die Arbeitnehmer und Unternehmen steuerlich viel zu hoch belastet. Und natürlich die Rolle des Islam in Deutschland sowie die Familien- und Bildungspolitik.

Die AfD wurde als Partei von Euro-Kritikern gegründet. Das war damals auch der Grund für Sie, der Partei beizutreten. Wird der Euro überhaupt ein Thema im Wahlkampf sein?

Der Euro ist nach wie vor ein wichtiges Thema, denn die Euro-Krise hat sich verschlimmert. Aufgrund der Nullzinspolitik werden Sparer und Rentner enteignet, weil der Zinseszinsentfall entfällt. Gleichzeitig findet eine Vermögensumverteilung gigantischen Ausmasses in der Euro-Zone statt – von Gläubigern zu Schuldner. Dies führt zwangsläufig zu gesellschaftlichen Verwer-

fungen, wie man an historischen Beispielen erkennen kann. Die Menschen merken allmählich, dass ihnen am Ende des Monats immer weniger bleibt. Das grosse Erwachen wird kommen, wenn Negativzinsen eingeführt werden, wie es vereinzelt schon jetzt der Fall ist, und wenn infolgedessen das Bargeld abgeschafft wird. Denn ohne ein solches Verbot wären negative Zinsen nicht durchsetzbar.

Österreich, Niederlande, Frankreich – die Erfolgsserie von Parteien, die der AfD weltanschaulich nahestehen, scheint gerissen. Vorübergehend oder dauerhaft?

Das kann ich nicht erkennen. Ausserdem glaube ich nicht, dass uns alle diese Partei-

«Die SPD wird weiterhin herbe Verluste einfahren, da sie ihre Stammwählerschaft betrügt.»

en wirklich so nahestehen, wie das zuweilen den Anschein hat. Innen- und wirtschaftspolitisch gibt es dort nämlich erhebliche Unterschiede.

Es gibt die Theorie, dass sich die chaotischen ersten hundert Tage von Donald Trump negativ auf Parteien in Europa ausgewirkt haben, die seinen Sieg bejubelten. Teilen Sie diese Ansicht?

Ich glaube nicht, dass sich der Trump-Effekt negativ auswirkt. Wenngleich ich aber zugeben muss, dass ich mir von Donald Trump als Präsident mehr versprochen habe.

Ein weiterer Trend in Europa scheint die Implosion der Sozialdemokratie zu sein. Warum trifft das auf Deutschland nicht zu? Ist das nur der Schulz-Effekt?

Die Umfragezahlen, die man jetzt sieht, sind Prognosen. Wir haben in den vergangenen Landtagswahlen gesehen, dass die SPD die grössten Stimmenverluste in ihrer Geschichte hinzunehmen hatte. Ich sehe keinen Grund, warum sich das mit einem profillosen und inhaltsleeren Martin Schulz ändern sollte. Wir werden sehen, dass die SPD auch bei der Bundestagswahl herbe Verluste einfahren wird, da sie ihre Stammwählerschaft betrügt.

Persönliche Frage: Sie haben bislang erfolgreich darauf bestanden, Ihr Privatleben privat zu halten. Glauben Sie, dass Ihnen das weiter gelingen wird? Anders gefragt: Haben Sie schon Anfragen für die erste Homestory über die Weidels vom Bodensee?

Ich habe in der Tat Anfragen von Boulevardzeitungen, und ich werde es genauso handhaben wie bisher. Ich tue alles, um meine Familie in dieser feindseligen Atmosphäre allein aufgrund der Sicherheitslage zu schützen. ○

Politik

Bischöfliche Rollkommandos

Deutschlands katholische Kirche bekämpft Demokraten mit opportunistischen Aktionen. Höchste Zeit, die Kirchensteuer abzuschaffen.

Nun also entstellt sich der deutsche Katholizismus bis zur Kenntlichkeit. Er betreibt Wahlkampf. Unter dem Slogan «Unser Kreuz hat keine Haken» machen die deutschen Bischöfe Front gegen die Alternative für Deutschland (AfD). Sie unterstellen der Partei, die eine demokratische und in diversen Bundesländern von einem beachtlichen Teil der Bevölkerung gewählte Partei ist, dass sie eine Nazi-Partei sei und deren heimliches Emblem das Hakenkreuz.

Hat irgendeiner der Herren mal in das Parteiprogramm der AfD geschaut? Etwa das «Bekenntnis zur traditionellen Familie als Leitbild» zur Kenntnis genommen? Oder das «Nein zu Gender-Mainstreaming und Frühsexualisierung»? Oder die Forderung «Bürokratie abbauen»? Oder die nach «deutscher Leitkultur statt Multikulti»?

Lauter vernünftige Vorschläge, viele davon hatte die CDU vor Angela Merkel im Angebot. Was daran ist, bitte schön, nationalsozialistisch? Der pompöse Münchner Barock-Kardinal Marx und seine Bande behaupten das einfach. Aber warum? Glauben sie tatsächlich, durch solche politischen Bekenntnisse mehr

Nun also ist sie im Fadenkreuz der progressiven Katholiken aufgetaucht.

Menschen für den Messebesuch zu interessieren, für die Eucharistie, für Andacht und Anbetung? Dann sind sie so theologisch ungebildet wie politisch korrumpiert. «Mein Königreich ist nicht von dieser Welt», sagte Jesus vor Pilatus, «wenn mein Königreich von dieser Welt wäre, so hätten meine Diener gekämpft, dass ich den Juden nicht ausgeliefert worden. Nun aber ist mein Königreich nicht von daher.»

Aber die deutsche katholische Kirche mobilisiert im banalen Flachland – weit ausserhalb ihres Auftrags, sich für das Seelenheil zuständig zu fühlen, für den inneren Menschen, für die Suche nach Gott. Statt dessen veranstaltet sie opportunistische Tagesgeschäfte, sie verdunkelt den Dom, wenn eine Pegida-Demonstration angekündigt wird, sie zelebriert die

Messe auf einem Flüchtlingsboot wie Kardinal Woelki, alles unter Anleitung eines phrasendreschenden Pontifex maximus, der gerade die Flüchtlingslager mit KZ verglich.

Weiss der gute Mann aus Rom, was er da sagt? Zur Erinnerung, lieber Bergoglio: die



Unselige Nähe: Kirche und Staat.

deutschen KZ waren Menschenvernichtungslager, ein Grossteil der Insassen wurde vergast, was sich über die Flüchtlingslager, die Unterschlupf bieten für die Elenden, die dem Krieg, den Bomben, dem Tod entronnen sind, nicht so ohne weiteres behaupten lässt.

Nun also ist die AfD im Fadenkreuz der progressiven Katholiken aufgetaucht, und damit stellt sich einmal mehr die Frage, warum deutsche Bischöfe aus Steuermitteln fürstlich entlohnt werden. Folgerichtig fordert die AfD, sie aus dem Staatsdienst mit Staatsbesoldung zu entlassen. Doch nicht nur das. Das im Pakt mit den Nazis beschlossene Konkordat sorgt dafür, dass der Staat die Kirchensteuer einzieht – weswegen es wohl eine faustdicke historische Lüge der deutschen katholischen Kirche ist, dass ihr Kreuz keine Haken habe. Sie steht fett und solide auf eben diesen Haken.

Wann endlich wird diese unselige Nähe zwischen Kirche und Staat beendet? Dieses Bonzenzentrum, das schnell mal das Kreuz in der Hosentasche verschwinden lässt, wenn es die politische Opportunität erfordert?

Ja, wann wird endlich die Kirchensteuer abgeschafft und damit der moderne Ablasshandel, der die Sakramente nur gegen Vorkasse spendet? Dass die bischöflichen Rollkommandos Werbung für die Hand machen, die sie füttert, indem sie deren einzige Opposition auszuschalten versucht, ist da auf traurige Art nur folgerichtig. *Matthias Matussek*

Hirtenvolk an Sandstränden

Sardinien solle sich der Schweiz anschliessen, fordert Enrico Napoleone. Seine Bewegung Canton Marittimo zählt Tausende von Unterstützern. Wie die Schweizer stammen die Sarden von misstrauischen Berglern ab.

Von Peter Keller



Weder Fischer noch Seefahrer: Initiant Napoleone auf Sardinien.

Wie ein Che Guevara oder sonst ein wilder Revoluzzer sieht Enrico Napoleone definitiv nicht aus, der Mann, der Sardinien von Italien abspalten und als «Canton Marittimo» der Schweiz anschliessen möchte. Uns erwartet ein freundlicher Herr mit graumeliertem Vertrauenswürdigkeit und Brille, pünktlich wie eine Schweizer Uhr.

Vom Hafen Cagliari führen verwinkelte Gässchen durch die Altstadt hinauf ins ehemalige Regierungsviertel. Hier oben thronten vierhundert Jahre lang die spanischen Herren in ihren Residenzen, umgeben von Bastionen und Türmen. Abends wurden die Tore verschlossen, und alle Sarden hatten das Viertel bis zum nächsten Tag zu verlassen. Wer nicht rechtzeitig draussen war, wurde über die Mauer des *castello* gestürzt. «Foras los Sardis!» (Sarden raus!) hiess diese Regelung. Heute lautet der Wunsch der Gruppe Canton Marittimo, möglichst rauszugehen aus Italien.

Enrico Napoleone und sein Mitinitiant Andrea Caruso verstehen ihr Projekt als Bewegung. Das Ziel ist eine umfassende Reform des politischen Systems nach schweizerischem Vorbild. Aber wie kommt ein Inselvolk ausgerechnet auf die Idee, einem alpin geprägten Binnenstaat nachzueifern zu wollen? Napoleone lacht und erzählt, wie sie vor fünf Jahren von einem befreundeten indischstämmigen Unternehmer erfuhren, dass dieser eine grössere Investition hier auf Sardinien

en tätigen wollte. Er und Caruso dämpften seine Euphorie und warnten ihn vor den Untiefen der italienischen Bürokratie. Der Inder meinte grinsend und mit Blick auf seine Heimat, er wisse sehr wohl mit solchen Hürden umzugehen.

Lieber nicht zu Deutschland

Ein paar Monate später – die drei Männer treffen sich in einem Café am Rande der Altstadt – war die Stimmung deutlich nüchterner. Das Investitionsprojekt war am trägen, unfähigen Staatsapparat gescheitert. Der indische Geschäftsmann schlug halb verzweifelt, halb im Spass vor, Sardinien solle sich besser von diesem Moloch Italien befreien und Deutschland anschliessen, dort seien Politik und Verwaltung viel effizienter. Man diskutierte weiter, bis sich auf einmal eine Person am Nebentisch höflich einmischte, ein Deutscher. Er habe zufällig die Geschichte mitbekommen und sei mit allem einverstanden. «Nur würde ich mich nicht Deutschland anschliessen», meinte er, sein Heimatland sei in den letzten Jahren immer bürokratischer geworden. «Wenn schon, würde ich mich an der Schweiz orientieren.» Ein Inder und ein Deutscher brachten zwei Sarden dazu, ihr Projekt Canton Marittimo zu starten.

Die kulturelle Differenz zwischen der Schweiz und Sardinien ist weniger abenteuerlich, als man vermuten würde. Obwohl die Insel mitten im Meer liegt, sind die Sarden weder

Fischer noch Seefahrer. Die traditionelle Küche ist bäuerlich und von den Produkten des Landesinneren geprägt. «Lern dieses Volk der Hirten kennen», heisst es in Schillers «Wilhelm Tell». In Sardinien ist die Hirtenkultur Teil der Identität geblieben. Auf einen Einwohner kommen zwei Schafe; der würzige Herbe Pecorino, hergestellt aus Schafsmilch, ist so etwas wie der sardische Emmentaler.

Das unwegsame und bis fast zweitausend Meter hinaufreichende Gebirge im Zentrum ist das Réduit der Sarden. Die Küsten gehörten den Invasoren – und diese kamen verlässlich und unter immer neuen Flaggen. Die Römer und später Byzanz lösten die nordafrikanischen Karthager ab, es folgte die Zeit der Plünderungen durch Piraten und Araber, im 14. Jahrhundert unterwarfen die Spanier die Insel, bis schliesslich nach einem kurzen österreichischen Intermezzo das Herrscherhaus Savoyen die Macht übernahm. 1861, im Zuge der Einigung Italiens, wurde Sardinien Teil des neu entstandenen Nationalstaates. So plapperig und zugänglich wie ihre Landsleute vom Kontinent sind die Sarden jedoch nicht. Sie wirken wie Italiener, denen man die Lautstärke zurückgedreht hat. «Wir sind tatsächlich eher misstrauisch», stimmt Alessio zu, der im Tourismus arbeitet. «Das hat mit unserer jahrhundertelangen Erfahrung zu tun. Wer über das Meer kam, kam nicht, um uns ein *caramello* zu schenken. Es waren Invasoren.» Die heimische Bevölkerung verzog sich in die Berge. So hat man sich auch den modernen Invasoren, den Touristen, nur zögerlich geöffnet. Die Insel Malta mit ihren 316 Quadratkilometern verzeichnet im Jahr mehr Übernachtungen als ganz Sardinien mit seinen über 24 000 Quadratkilometern.

Aber weshalb wollen Napoleone und seine Mitstreiter nicht die volle Unabhängigkeit wie ihre korsischen Cousins im Norden? Die Sarden seien zu lange von Fremden dirigiert worden, das habe sich in der Mentalität abgelagert. «Diese passive Haltung zeigt sich auch im generell wenig ausgeprägten Unternehmergeist», ergänzt Alessio selbstkritisch, der aus dem Westen Sardinien stammt. Dort hatte Mussolini 1928 eine Stadt gegründet und zweitausend Norditaliener aus dem Veneto angesiedelt. Die Gegend um Arborea zählt heute zu den wirtschaftlich stärksten Regionen der Insel. Insofern setzt auch das Projekt Canton Marittimo die historische Kontinuität fort: Man will nicht unbedingt keine Herren, aber andere, wenn möglich bessere. ○

Einfach mal abschalten

Wir erwachsenen Handy-Junkies gehen oft mit gesenktem Kopf durchs Leben und gefährden damit die Entwicklung und Sicherheit unserer Kinder.

Von Zoë Jenny

«Mach die Augen auf!», brüllt der Autofahrer vor mir einen achtjährigen Jungen an, der den Kopf gesenkt hält und gebannt auf sein Handy starrt – während er gleichzeitig bei dichtem Verkehr über die Strasse geht.

Auf dem Weg zur Schule oder zur Arbeit bietet sich jeden Morgen dasselbe Bild: Menschen, die gerade eine Nachricht in ihr Handy tippen, einen Film schauen oder ein Spiel machen, während sie parallel etwas anderes tun. Was auffällt, ist, dass diese Handy-Zombies immer jünger werden. Der gesenkte Kopf ist dabei zum Markenzeichen geworden. Experten sprechen von der *head-down generation*. Das Ergebnis dieser neuen Haltung: Immer mehr Fussgänger sind in tödliche Verkehrsunfälle verwickelt. Als Hauptgrund für diese Entwicklung nennen Polizisten – wer hätte's gedacht: die Ablenkung durch das Smartphone. Wie viele Kinder und Jugendliche auf diese Weise in Verkehrsunfälle geraten, kann man nur erahnen.

Ruhigsteller Smartphone

Dabei sind für den Umgang der Kinder mit technischen Kommunikationsmitteln allein die Erwachsenen verantwortlich. Kinder machen schliesslich nur nach, was sie sehen. Kürzlich begab sich folgende Szene in einem Restaurant: Meine Tochter war mit einem Malheft beschäftigt. Hinter uns sass eine Familie mit einem etwa fünfjährigen Mädchen. Die Mutter sass über ihr Smartphone gebeugt – so vertieft, als wäre sie gar nicht da. Das Kind zupfte ihre Mutter am Ärmel. Vergeblich. Diese merkte es nicht. Es ist in der Tat kein Leichtes, von einem Erwachsenen Aufmerksamkeit zu erheischen, der eifrig tippend, tiefversunken und hochkonzentriert in seiner digitalen Blase sitzt.

Plötzlich stand das Mädchen neben uns, neugierig schauend. Kurz darauf malte sie gemeinsam mit meiner Tochter. Als die andere Mutter dies bemerkte, rief sie ihre Tochter verärgert zurück. Dort drückte die Mutter ihrer Kleinen das Smartphone in die Hand, worauf das Mädchen ruhig und still sitzenblieb. Alle Eltern wissen: Es gibt keinen besseren Ruhigsteller als ein Smartphone.

Wer es aber ausreizt und sich permanent auf diese äusserst bequeme Weise seines Kindes entledigt, muss sich nicht wundern, wenn die Aufmerksamkeit des Nachwuchses irgendwann einen Tiefpunkt erreicht – so wie bei dem Schüler, der mit gesenktem Blick über die Strasse ging. Hypnotisiert vom Handy, blenden solche Kinder selbst Gefahren gänzlich aus.

Die Verarmung der Fantasie, die man bei den Jungen oft beklagt, beginnt ebenfalls bei den Eltern: Wie fantasielos ist es, wenn einem zur Beschäftigung des Kindes nur noch das Smartphone oder das Tablet einfällt? Wie wär's denn wenigstens mal wieder mit Papier und Malstiften?

Möglicherweise ist es kein Zufall, dass die *head-down generation* auch diejenige ist, die angeblich an Aufmerksamkeitsdefiziten und Hyperaktivitätsstörungen leidet. Und zwar in epidemischem Ausmass. In der Schweiz werden Tausende von Kindern und Jugendlichen mit dem Medikament Ritalin ruhiggestellt. Eigentlich erschreckend, wenn man bedenkt, dass Ritalin unter das Betäubungsmittelgesetz fällt und es sich dabei um eine Droge handelt.

ADHS-Erwachsene

Und das, obwohl das Aufmerksamkeitsdefizit doch eigentlich zunächst von den Erwachsenen ausgeht, wenn diese mit der natürlichen und gesunden Lebendigkeit von Kindern nicht mehr umgehen können. Den Zappelphilipp gab es schliesslich schon lange vor der Diagnose ADHS. Anstatt dafür zu sorgen, dass Kinder sich adäquat bewegen, hält man sie bereits von klein auf mit Handys still, bis man ihnen im Schulalter noch die letzten Zuckungen kindlicher Aktivität mit Ritalin narkotisiert.

Dabei sind die Kinder heute einfach so, wie sie schon immer waren. Sie interessieren sich in erster Linie für ihre Umgebung. Wenn diese allerdings ständig anderweitig absorbiert und nicht mehr ansprechbar ist, kann man es ihnen nicht verübeln, wenn sie irgendwann genauso sind.

Wie kürzlich in einem Wiener Kaffeehaus, wo ich eine Familie mit zwei kleinen Kindern sah: Allesamt verkabelt und vernetzt, sprachen sie nicht ein einziges Wort miteinander. Das Aufgebot an technischen Kommunikationsmitteln war beachtlich: Tablets, iPhones, Laptops. Zu viert vereint am Tisch, aber alle ganz woanders.

Menschen, die im Restaurant an ihren Smartphones tippen, sind längst gesellschaftsfähig geworden. Wer es hingegen traurig findet, dass ein Paar sich bei einem gemeinsamen Abendessen lieber mit virtuellen Facebook-Freunden beschäftigt, als miteinander zu reden, gilt als hoffnungslos altmodisch.

Das übersteigerte Bedürfnis, allzeit digital *connected* zu sein, ist auf das Gefühl zurückzuführen, etwas zu verpassen. Tatsächlich verpasst man so aber in Wahrheit das Wesentliche: das Leben des eigenen Kindes, das man gerade abgeschüttelt hat, um im Internet zu surfen.

Zoë Jenny ist Schriftstellerin. Sie lebt bei Wien.



Wie wär's denn mal wieder mit Papier und Malstiften?



Kunst und Arbeit erobern alles: Beretta-Familie mit Pietro (l.), Gattin Gretchen Harnischfeger (2.v.l.), Ugo (M.), Umberta (3.v.r.), Carlo (2.v.r.) und Franco (r.).

Unternehmerischer Urknall

Die italienische Waffenschmiede Beretta steht für technische Perfektion und Eleganz. Das 500-jährige Unternehmen belieferte schon die Dogen von Venedig. Und, ganz kurz, James Bond. Ein Besuch beim ältesten Familienbetrieb der Welt. *Von Holger Christmann*

Glaubt man den Statistiken, ist Italien Europas Sorgenkind: das Land mit dem niedrigsten Wachstum in der Euro-Zone, mit 38 Prozent Jugendarbeitslosigkeit und einer Staatsverschuldung von 138 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Aber Italien schreibt auch Erfolgsgeschichten, wie sie kein anderes Land kennt. Eine ist die Geschichte des ältesten Waffenhauers der Welt.

Sie führt ins industrielle Herz Italiens, in die Region von Brescia. Die Fahrt in die Kleinstadt Gardone Val Trompia verströmt wenig italienisches Flair. Lagerhallen und Fabriken säumen die Strasse. Kreisel regulieren den Berufsverkehr. Die Region verdankt ihren Wohlstand der metallverarbeitenden Industrie. So werden etwa gleich um die Ecke am Lago d'Iseo die schicken Motorboote von Riva gefertigt. Die 11 000-Einwohner-Gemeinde Gardone liegt in

einem engen Tal, eingeklemmt zwischen Ausläufern der Alpen. Inmitten nüchterner Wohnanlagen blitzt eine imposante Villa hervor: ein Palast mit eleganten Rundbogenfenstern und einer Fassade aus rohen Bossensteinen nach Art italienischer Landvillen, davor ein Park mit Brunnen und aristokratisch geschnittenen Buchsbaumhecken.

Hier residiert das älteste Familienunternehmen der Welt: die Waffenschmiede Beretta. Sie ist so alt wie die Neuzeit: Schon 1526 erhielt Maestro Bartolomeo Beretta von der Seemacht Venedig 296 Dukaten für 185 Arkebusenläufe, die er fürs Arsenal der Republik geliefert hatte. Mit Waffen von Beretta eroberte Spanien die Neue Welt, besiegte die Heilige Liga in der Seeschlacht von Lepanto 1571 die Osmanen und unterwarf Napoleon Europa. Heute rüstet Beretta Polizei und Militär in vielen Staaten der Erde aus.

Italiens Sicherheitskräfte sind Stammkunden. Seit 1985 ist die Beretta 92 – in den USA M9 genannt – offizielle Dienstpistole des amerikanischen Militärs. Kürzlich wurde der Auftrag jedoch nach 32 Jahren neu an den Hersteller Sig Sauer vergeben. Bekannte Beretta-Modelle sind das Sturmgewehr AR70, das die Streitkräfte Italiens, Jordaniens und Malaysias verwenden, das halbautomatische Jagdgewehr A300 Outlander und die SO-Serie handgravierter Sport- und Jagdflinten.

Ausserdem wirken Schiesseisen des italienischen Labels in Hunderten von Action-Filmen mit, so in «Mission Impossible», «Die Hard» und «Matrix». Die Szene in «Dr. No», als Sean Connery seine Beretta 418, Kaliber 6,35 mm, nur widerwillig durch die neue Dienstwaffe Walther PPK ersetzt, genießt unter Bond-Fans Kultstatus. Zahlen musste der Hersteller für

derlei Product-Placement noch nie, wie Luisa Achino, die PR-Chefin, sagt. Lächelnd fügt sie hinzu, dass «zum Glück im Film fast immer die Guten Waffen von Beretta benutzen».

«Die Guten» zu beliefern, das gehört auch im wahren Leben zum Credo des Unternehmens. Doch Franco Gussalli Beretta weiss, dass Missbrauch nie auszuschliessen ist. Der 52-Jährige leitet die Firma gemeinsam mit seinem älteren Bruder. Pietro führt als Präsident und Geschäftsführer die Konzern-Holding, Franco ist Präsident der Fabbrica d'Armi Pietro Beretta und Vizepräsident des USA-Geschäfts. Während Pietro sich eher förmlich mit Krawatte zeigt, kleidet sich Franco leger. Er trägt Anzug und Hemd ohne Krawatte. Er gäbe auch als Chef eines Modelabels eine *bella figura* ab.

Griechenland, Türkei, Amerika

Dottore Beretta empfängt in der historischen Waffensammlung des Unternehmens zum Gespräch. Fragen nach der Moral des Waffengeschäfts pariert er selbstbewusst: «Ich bin stolz darauf, Armeen und Polizei die Instrumente in die Hand zu geben, um das Leben in den Städten sicherer zu machen und ihre Länder zu verteidigen», sagt er. «Und bei allem Respekt vor Vegetariern: Jagen ist ein Teil der Nahrungskette und dient der Erhaltung der Artenvielfalt.» Waffen sind für ihn nicht der Grund für Kriminalität. In der Schweiz und in Skandinavien gebe es viele Kleinwaffen in Privatbesitz, ohne dass das Einfluss auf die Mordrate habe.

Die 800 Mitarbeiter produzieren 1600 Waffen am Tag, 90 Prozent davon sind Jagd- und Sportwaffen. Doch die Holding ist grösser. Sie umfasst 3000 Mitarbeiter in 30 Firmen, zu denen der finnische Waffen- und Munitionshersteller Sako sowie die Optikspezialisten Steiner und

Burris gehören. Dort werden die Zielfernrohre gebaut. Der Gesamtumsatz des Konzerns betrug zuletzt 650 Millionen Euro. 31,5 Millionen Euro steuerten Accessoires und modische Kleidung bei, die unter anderem in eigenen Flagship-Stores verkauft werden. Ende der 1990er Jahre eröffnete der erste Laden in New York, Geschäfte in Dallas, Memphis, Buenos Aires, Paris, London, Moskau, Madrid und Mailand folgten. Längst ist der Waffenschmied eine Lifestyle-Marke und sieht sich als «digital outdoor company». Eine neue Umsatzquelle entdeckte die Familie im Weinbau: In der nahen Franciacorta produziert sie auf dem Weingut Lo Sparviere Schaumwein in Champagnerqualität.

Beretta ist der Inbegriff eines italienischen Familienunternehmens. In 90 Prozent aller Firmen in Italien haben die Gründerfamilien das Sagen. Darunter sind Weltmarken wie Barilla, Ferragamo, Max Mara, Prada, Tod's und Luxottica. «Wir Italiener bleiben gern in der Familie», sagt Franco Gussalli Beretta. Das sei Fluch und Segen für das Land. Es zeige einerseits den Unternehmergeist und die Kreativität seiner Landsleute, Eigenschaften, die ihn in der gegenwärtigen Lage des Landes optimistisch stimmen. Doch viele dieser Unternehmen seien zu klein und zu kapitalschwach. «In einer globalisierten Welt muss man eine gewisse Grösse haben, um bestehen zu können.» Freunde von ihm mussten aufgeben, weil sie auf die inländische Nachfrage angewiesen waren.

Ein Vorzug des Familienunternehmens ist die emotionale Bindung der Familie an die Firma und die Mitarbeiter. «Mein Vater nahm mich oft mit, etwa wenn er neue Mitarbeiter einstellte. Er brachte mir bei, dass die Angestellten alles sind. Mein Bruder und ich, alleine können wir nichts. Und wenn die Eltern Dinge vorleben, bleibt bei den Kindern etwas hängen», sagt Beretta. Hohe Massstäbe setzen schon Deckengemälde im Treppen-

haus der Villa Beretta, wo Allegorien die geforderten Tugenden feiern: Stärke, Hoffnung, Mässigung, Mildtätigkeit, Wahrheit und Glauben.

Franco Gussalli Beretta bewundert vor allem jene Ahnen, die Neues wagten. Urgrossvater und Urgrossvater führten die Manufaktur ins Industriezeitalter und begannen auf Auslandsmärkten wie Griechenland und der Türkei mit der Internationalisierung des Geschäfts. Francos Vater Ugo

Gussalli Beretta eroberte den amerikanischen Markt, gewann das US-Militär als Kunden und erkannte hellsichtig die Bedeutung von Lifestyle für die Welt der Jagd und des Sports. Bis zu seinem 78. Lebensjahr begleitete Ugo den Übergang auf die Söhne. 2015 übergab er ihnen das Zepter.

Die nächste Generation

Auch Franco Gussalli Beretta möchte jemand in die Geschichte eingehen, der die Zeichen der Zeit erkannt hat. Die Produktion hat er bereits entrümpelt und verschlankt, jetzt widmet er sich der Digitalisierung. «Der Soldat und der Polizist der Zukunft werden digital vernetzt sein», sagt er. In Waffen und Westen werden Sensoren eingenäht sein, die der Einsatzzentrale Daten wie Herzfrequenz und Puls übermitteln. Einsatzleiter können erkennen, ob der Betroffene in Gefahr ist oder getroffen wurde, ob er medizinische Hilfe oder Verstärkung braucht. Auf der Mailänder Expo patrouillierten bereits mehrere Carabinieri mit einer «I-Protect»-Pistole von Beretta.

In Brescia finanziert die Firma die Einführung eines digitalen Warnsystems in einem zivilen Projekt der Erste-Hilfe-Organisation Croce Bianca (Weisses Kreuz). «Die Sensoren übertragen Daten alter und kranker Menschen automatisch an die Zentrale des Weissen Kreuzes. Das kann überlebenswichtig sein, wenn ein Pflegebedürftiger nicht mehr in der Lage ist, auf einen Knopf zu drücken.» Verantwortung für das Gemeinwohl zu übernehmen, dazu fühlt sich eine Dynastie verpflichtet, die seit 500 Jahren am selben Ort



Die handgravierten Exemplare können so teuer wie ein Porsche sein.



Liebe zum Detail: Familienvilla in Gardone.



Geschichte einer Waffenschmiede: Beretta-Museum.

verwurzelt ist. Das Militär, so Beretta, verlangt immer öfter Komplettlösungen: die Faustfeuerwaffe, passende Hightech-Zielfernrohre mit Nachtsichtfunktion, Laserpeilung und automatischer Schusskorrektur sowie Kleidung für extreme Klimazonen. «Wir werden heute nicht mehr nur bei Ausschreibungen kontaktiert, sondern auch um Rat gefragt: Welche Jacken sind die besten für Operationen in der Wüste?» Besonders bei Spezialoperationen entscheide oft die Technologie über Leben und Tod.

«Peinliche Situationen»

Militär- und Polizeiausrüstung stellt die Firma in der Sparte Beretta Defence Technologies her. «Aufträge von Verteidigungs- und Innenministerien helfen mir, mich zu finanzieren und sorgen für Innovation. Viele Entwicklungen, vom Burberry-Trenchcoat bis zu GPS und Internet, bekamen ihren Anstoss vom Militär.» So helfen militärische Anforderungen Beretta, wettbewerbsfähig zu bleiben.

Der Miteigentümer findet jedoch das Auslandsgeschäft mitunter kompliziert. Es bringe ihn gelegentlich in «peinliche Situationen». Jeden Besuch einer ausländischen Regierungsdelegation, jede Auslandsreise beantragt die Firma bei den Behörden: «Es gibt Staaten, die unter Embargo stehen, wie der Iran und Nordkorea.» Es sei auch verständlich, dass man derzeit nicht in politisch instabile Staaten wie Libyen liefern dürfe. Momentan sei auch Ägypten, ein enger

Partner Europas, tabu. «Aber bei manchen Absagen sage ich mir: «Da wissen die Geheimdienste und Diplomaten mal wieder mehr als wir.»»

Unangenehm ist ihm, wenn Staaten nicht wissen, dass sie in Italien auf einer schwarzen Liste stehen. «Dann komme ich in die missliche Lage, einem ausländischen Regierungsvertreter erklären zu müssen, dass ich ihm nichts verkaufen darf.» Manchmal werde Beretta die Exportgenehmigung verweigert, einem deutschen Hersteller aber nicht. «Und wenn eine Erlaubnis erst gegeben, dann widerrufen wird, dann ist das für ein Privatunternehmen besonders ärgerlich,

weil uns schon Kosten entstanden sind.»

Wenig Sorgen macht er sich jedoch um den endenden Kontrakt mit dem amerikanischen Militär. «Wir haben noch Aufträge der US-Streitkräfte für mindestens zwei Jahre.»

Mehr Geld verdient das Unternehmen ohnehin mit Privatkunden, vor allem in Amerika und in klassischen Jagdregionen wie England und Skandinavien. Potenzial sieht er in Ländern mit

viel Wildnis wie Neuseeland, Russland und Kasachstan. Stolz ist man bei Beretta auf die Sportgewehre. In einem Korridor zwischen Firmenvilla und Fabrik prangt an der Wand eine «Beretta Olympic Hall of Fame»: eine Tafel mit den 47 Olympia-Erfolgen, die Athleten mit Gewehren made in Italy seit 1956 erzielten. In Rio de Janeiro errangen Schützen vier von fünf Goldmedaillen, vier von fünf Silbermedaillen und zwei von fünf Bronzemedaillen mit Sportgewehren von Beretta.



Noch immer bildet die Firma ihre *artigiani* in einer eigenen Meisterschule aus.



Blick über die Mauer: Christos «Floating Piers»

In den Deckenmalereien der Beretta-Villa steht der Satz: «Omnia vincit, ars labor» – Kunst und Arbeit erobern alles. Kunstfertigkeit ist den Lombarden wichtig. Wer dachte, dass Waffen nichts für Ästheten und Feingeister sind, den belehren die Luxusmodelle aus der Traditionsfabrik eines Besseren. Die handgravierten Exemplare können den Preis eines Porsche erreichen. Die Herstellung ist aufwendig: In einer eigenen Manufaktur bearbeiten Büchsenmacher einen 5000 Euro teuren Block aus mindestens hundert Jahre altem Walnussholz, einem Material von extremer Dichte und Härte. Sie schnitzen daraus einen Schaft, der an den Oberkörper des Besitzers angepasst ist. PR-Frau Achino erklärt: «Verläuft die Maserung des Holzes horizontal und regelmässig, federt sie den Rückstoss am besten ab.»

«IT-Spezialisten, fantastische Handwerker»

In einem Computertomografen der Firma Zeiss testet ein Mitarbeiter die innere Beschaffenheit der Läufe und anderer Stahlteile und erkennt jede Unregelmässigkeit, die unter Belastung auf Dauer Probleme bereiten würde. Graveure ziselieren in bis zu 300 Arbeitsstunden Tier- und Landschaftsmotive in die Metallelemente der Waffe. So viel Liebe zum Detail inspiriert auch Designstars. Der australische Gestalter Marc Newson entwarf in Kooperation mit Beretta eine Schrotflinte mit asiatischen Fasanggravuren. Der japanische Meistergraveur Izumi Koshiro verzierte eine Beretta-Flinte mit Drachensymbolen, wie man sie von Samuraischwertern kennt. Der englische Möbeldesigner und Vorstandschef des Auktionshauses Christie's, David Linley, schuf dazu einen Koffer im asiatischen Look.

Während andere Hersteller mit grosser Geschichte das Handwerk vernachlässigten und heute heimlich beim Konkurrenten Be-



ren in der Metallverarbeitung tätig und heute auf Messingprodukte spezialisiert ist. Von ihrem Vater erbte Umberta die Liebe zur Kunst. So kam es, dass sie ihren Mann überredete, den Künstler Christo bei der Realisierung seiner «Floating Piers» am nahen Lago d’Isèo mit seinen Kontakten zu unterstützen.

Dabei spielte eine Insel im See, die Isola di San Paolo, eine wichtige Rolle. Christo beabsichtigte, sie in seinen Parcours einzubinden, und der Zufall wollte es, dass das Eiland den Berettas gehört. Vor hundert Jahren hatten sie es erworben und dort eine Sommerresidenz gebaut. Der Familie gefiel die Idee, dass der New Yorker Künstler nebenbei mit seinem Kunstprojekt den hundertsten Jahrestag des Ankaufs feiern würde.

So geschah es. Christos orange Stoffbahnen umspannten die Insel, und eine Million Besucher versuchten, im Vorbeigehen einen Blick über die Mauer auf den historischen Palast der Berettas zu werfen. Franco Gussalli Beretta gesteht: «Mich faszinierte an Christos Werk eher der technische Aspekt, die Berechnung der Strömungen und der Stabilität der Verankerung. Erst als alles fertig war und Christo mit uns auf einen Berg stieg, um sein Werk von oben zu betrachten, verstand ich dessen ästhetische Qualität.»

Franco ist umgeben von Kunstliebhabern. «Der Vater meiner Frau ist Kunstsammler. Auch mein Bruder liebt die Kunst.» Auch Franco tastet sich allmählich heran, interessiert sich jedoch mehr für Mechanik und Feinmechanik, für Autos und mechanische Uhren. «Meine Frau fährt zur Art Basel. Ich besuche lieber den Genfer Autosalon», gesteht er. Eine Uhr, die ihm sehr gefällt, ist die «Royal Oak» von Audemars Piguet. Kürzlich besichtigte er die Produktion bei Ferrari. «Davon verstehe ich etwas. Es hat mit Metall und Mechanik zu tun.»

Er ist Vizepräsident der Mille Miglia, jener historischen Oldtimer-Rallye, die immer im

Mai in Brescia startet und endet und dieses Jahr ihren 90. Geburtstag feiert. Dennoch legt er keinen Wert auf einen stolzen Fuhrpark an Sportwagen und *vintage cars*, wie andere reiche Brescianer – oder wie sein Vater. Wenn er sich nicht an Autos und Uhren erfreut, entspannt sich Franco Gussalli Beretta am Meer: Er segelt, badet, taucht, fährt Jetski. Sein Sohn, der 20-jährige Carlo, teile «zum Glück» die Interessen beider Eltern, wie der Präsident schmunzelnd darlegt. «Meine Frau weckt sein Interesse an der Kunst. Er mag aber auch Uhren und Autos.» So hat er einen Gleichgesinnten zum Fachsimpeln.

Es ist das Schicksal von Familienunternehmen, dass sie Nachkommen brauchen, um in Familienhand zu bleiben. Daher spielen die Kinder von Franco und Pietro Gussalli Beretta für die Zukunft eine wichtige Rolle. Pietro ist verheiratet mit Gretchen Harnischfeger, die aus einer amerikanischen Industriellenfamilie stammt und sich als Kunstrestauratorin in Italien einen Namen gemacht hat. Gemeinsam haben sie eine kleine Tochter, Maria Theresia. Carlo studiert Wirtschaft an der Mailänder Eliteuniversität Bocconi und schnupperte letztes Jahr mehrere Wochen in die neue Fabrik hinein, die Beretta im US-Bundesstaat Tennessee eröffnet hat. «Es war mir wichtig, dass er die Aufbauphase miterlebt», sagt Franco. Seine Frau fragte ihn: «Denkst du, dass Carlo sich für das Geschäft begeistern wird?» Beretta ist zuversichtlich: «Ich denke, das tut er, aber ich würde ihn nie bedrängen. So wie mein Vater das nicht bei mir tat.» Er möchte, dass sein Sohn eine freie Entscheidung trifft.

Und man weiss nicht, ob typisch italienischer Pragmatismus aus ihm spricht oder eine Gelassenheit, wie sie 500 Jahre Geschichte hervorbringt.

Holger Christmann gründete einst die Zeitschrift *Park Avenue*. Er ist Autor und Medienberater.

rings um das Grundstück der Berettas.

retta ihre Luxuswaffen bauen lassen müssen, bilden die Lombarden ihre *artigiani* noch immer in einer eigenen Meisterschule aus. «Allen Unkenrufen zum Trotz wollen auch heute junge Leute in unserer Region das Handwerk lernen», sagt Franco Gussalli Beretta. Dies sei ein Grund, weshalb die Firma nie daran gedacht habe, aus dem kleinen Ort wegzuziehen.

«Die Menschen hier arbeiten gern, auch mit den Händen», schwärmt der Firmenchef. «Man findet in unserer Region alles: Experten für Robotik, IT-Spezialisten und fantastische Handwerker.»

Umgeben von Kunstliebhabern

Das sei anderswo in Italien oft anders. Die Jugend eifere Berufen aus Fernsehshows nach. «Sie glaubt, wenn du nicht singst, nicht tanzt und nicht schön bist, dann erreichst du nichts im Leben. Aber nicht jeder wird ein erfolgreicher Popstar, und mit dreissig verblasst auch manche Schönheit.» Beretta sagt, Italien brauche mehr Ingenieure und IT-Fachleute. «Ein Computer ist nicht nur dazu da, um Videos zu schauen.» Programmieren gehöre auf den Lehrplan der Schulen. Ausserdem müssten die jungen Leute besser Englisch sprechen, denn Englisch sei längst auch die Sprache der Wissenschaft. Wenig hält er von einem Ausscheiden aus der Euro-Zone: «Ich glaube nicht, dass wir so wie früher mit Abwertungsspiralen Wettbewerbsfähigkeit zurückgewinnen können.»

Und wie lebt der smarte Beretta-Chef privat? Die Familie besitzt viele Häuser, darunter einen Palazzo im Zentrum von Brescia. Mit seiner Frau Umberta Gnutti Beretta bewohnt er dort ein Apartment. Die Villa in Gardone nutzen sie nur sporadisch. Umberta stammt selbst aus einer vermögenden Brescianer Industriellendynastie, die seit 150 Jah-



«Länger leben ist gut,
länger selbstbestimmt
leben ist besser.»

Thomas Buess
Group CFO
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben





Sofa für Engel: treibender Eisberg vor Ferryland auf Neufundland, Kanada.



Ikone der Woche

Traumschiff

Von Alex Reichmuth

Welch ein Gegensatz! Im Vordergrund ein Stück Land, irgendwo am Ende der Welt. Karg ist es hier, kaum ein Grashalm wächst. Einige schmucklose Häuser stehen da. Eine schlichte Strasse führt zu ihnen. Sicher ist es bitterkalt. Nicht der Ort, wo man Badeferien verbringen möchte. Aber im Hintergrund ist etwas von geradezu überirdischer Schönheit. Ein mächtiger Koloss. Von zartestem, unschuldigem Weiss.

Bis zu achtzig Meter hoch

Was würde ich meiner fünfjährigen Tochter erzählen können, stünden wir beide dort! Sie liebt Schnee über alles. «Wann schneit es endlich?», pflegt sie jeweils zu fragen, selbst im Hochsommer. Ich würde ihr also sagen, dass dieser Schneeberg ein riesiges Schiff sei. Ein Schiff, das von einem Ort herkomme, wo es noch viel mehr Schnee habe. Ein Schiff, das aber nicht für Menschen da sei. Sondern für Engel. Das Schiff sei geformt wie ein grosses Sofa, damit sich die Engel daraufsetzen könnten. «Papa, wo sind die Engel?», würde sie fragen. «Pst», würde ich erwidern. «Sie sind etwas scheu. Darum verstecken sie sich vor uns, hinter dem Berg. Aber wenn wir still sind, getraut sich vielleicht ein Engel nach vorne.» Ich bin sicher, dass meine Tochter bald einen Engel erkennen würde. Dort, wo es besonders stark glitzert und glänzt.

Der Eisberg ist vor einigen Tagen vor Ferryland aufgetaucht, einem Ort auf Neufundland, Kanada, mit 460 Einwohnern. Dort befindet sich die «Iceberg Alley», die Eisberg-Gasse, wo im Frühling regelmässig solche Giganten vorbeitreiben. Aber an einen so grossen Eiskoloss wie diesen kann man sich in Ferryland nicht erinnern. Zwischen fünfzig und achtzig Meter hoch ragt er aus dem Wasser. Bei Eisbergen befinden sich gemäss den Gesetzen der Physik 90 Prozent der Masse unter Wasser. Der Klotz ist also noch um einiges gewaltiger, als man erkennen kann. Möglicherweise ist er auf Grund gelaufen und nun blockiert.

Zeichen des Klimawandels?

Inzwischen haben sich zahlreiche Schaulustige eingefunden, um das Traumschiff zu bestaunen. Möglich, dass der Eisberg bei einigen Betrachtern Beklemmung auslöst. Weil sie in ihm ein Zeichen des drohenden Klimawandels sehen. Dazu nur so viel: Ferryland liegt auf 47 Grad nördlicher Breite. Zürich liegt auch auf 47 Grad nördlicher Breite. Auf dem Zürichsee gibt es schon seit Tausenden von Jahren keine Eisberge mehr.



Die Bibel

Recht und Macht

Von Peter Ruch

Die Bibel ist kein politisches Rezeptbuch. Zwar bin ich überzeugt, dass ihre Staatsauffassung dem Liberalismus nahesteht, doch gehöre ich mit dieser Auffassung zur Minderheit. Kirchlich engagierte Leute neigen mehrheitlich eher der Sozialdemokratie zu.

Bei aller Diversität gibt die Bibel ein paar erstaunlich klare politische Hinweise. Dazu gehört die Würde des Menschen, die zwingend nach Rechtsgleichheit ruft. Ein weiteres unerschütterliches Prinzip heisst «Recht vor Macht». Der Urknall des Judentums war ja der Auszug der Israeliten aus Ägypten. *Ich bin der Herr, dein Gott, der dich herausgeführt hat aus dem Land Ägypten* (Psalm 81, 11). In Ägypten stand der Pharao als Gottmensch an der Spitze des Staatswesens. Sämtliche Produktionsmittel gehörten ihm. Er vergab Ländereien zur vorübergehenden Nutzung und forderte dafür Frondienste ein. Es war ein Sozialismus *avant la lettre*. Solche Systeme beruhen darauf, dass die Macht über dem Recht steht.

Der Auszug aus Ägypten und die Überreichung der Zehn Gebote, die sich an den Einzelnen richten, markieren einen entscheidenden Wendepunkt der Kulturgeschichte: Die Macht wird dem Recht unterstellt. Zwar wurde dieses Prinzip erst mit grosser Verspätung umgesetzt. In den meisten Ländern gilt es bis heute nicht. Und wenn nicht alles täuscht, vollzieht die Türkei nach der jüngsten Abstimmung eine Kehrtwende zu «Macht vor Recht».

Europa sollte daraus lernen. Nicht indem es auf die Türkei zeigt. So wie die Israeliten zeitweise die ägyptische Despotie nachäfft, so schlummert auch in jedem Europäer ein Ägypter beziehungsweise ein Mitläufer des starken Mannes. *Aber mein Volk hörte nicht auf meine Stimme, Israel gehorchte mir nicht* (Psalm 81,12). Die Freiheit in Europa ist nicht so gefestigt, wie sie sich anfühlt. Vor wenigen Jahrzehnten waren gut die Hälfte der EU-Mitgliedstaaten noch stramme Diktaturen. Und je mehr Zuständigkeiten der Staat erhält, desto schwerer wiegt seine Macht. Und desto grösser ist das Risiko, dass er das Recht beugt.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Literatur

«Goethe war wie ein Schweizer Berg»

Worin liegt Goethes Grösse? Hatte er auch Schwächen? Warum war er oft so heftig verliebt? Rüdiger Safranski über alles, was Sie schon immer über den Dichturfürsten wissen wollten. *Von Philipp Gut*

Ich treffe Rüdiger Safranski an einem funkelnden Frühlingmorgen am Thunersee, mit Blick auf die schneebedeckten Berner Alpen. Der 1945 geborene Deutsche ist der Schriftsteller unter den Philosophen, seine Biografien über E.T.A. Hoffmann, Nietzsche, Heidegger, Schiller erschliessen die Meisterdenker der deutschen Geistesgeschichte in eleganter und pointierter Sprache einem breiten Publikum. Auch als Talkshow-Gast und Vortragsredner ist Safranski gefragt. Nach unserem Treffen muss er schnell weiter auf ein Podium in Sils Maria – erschrocken, dass die Fahrt durch die über-schaubare Schweiz Stunden dauern soll.

Wir reden ausschliesslich über Johann Wolfgang von Goethe, über den Safranski ein vielgelobtes Buch geschrieben hat, das die Lebenskunst, mehr noch: das «Kunstwerk des Lebens», in den Mittelpunkt rückt. Darin liege seine Faszination und einer der Gründe, weshalb man heute noch so viel gewinnt, wenn man Goethe liest: Er hat, wie es Novalis ausdrückt, eine «vivifizierende» Kraft – wer sich mit ihm beschäftige, auf den übertrage sich ein Stromstoss an Lebendigkeit.

Herr Safranski, worin liegt Goethes Grösse?

Auf jeden Fall nicht nur in seinem literarischen Werk, obwohl das bedeutend genug ist: «Faust», «Die Leiden des jungen Werther» – diese Bücher haben sich unauslöschlich eingeprägt. Aber bei ihm kommt eben noch das ganze Leben dazu, die Vielfalt seiner Persönlichkeit, seiner Tätigkeiten. Er war eine Renaissance-Natur, die alles vereint: Politik, Naturwissenschaft, Literatur, Lebenskunst.

Was fasziniert an ihm bis heute?

Dass er es irgendwie verstanden hat, seine verschiedenen Leidenschaften auszubalancieren. Er hat von sich gesagt, er sei keine tragische Natur. Bei ihm hat das eine das andere nicht aufgefressen. Er ist ein Künstler der Herstellung von Gleichgewichten.

War er irgendwo auch krank?

Er war von einer sehr grossen auch physischen Stärke und Gesundheit. Er hat viele lebensbedrohliche Krankheiten überwunden, aber er war im Kern auch seelisch ein sehr stabiler Mensch, der in sehr tiefer Selbstbejahung gelebt hat. Dazu muss man ein bisschen Glück haben. Er ist, wie die Psychologen sagen, in hohem Mass valorisiert, also in seinem Wert bestätigt worden. Er war das Lieblingskind der Eltern. So getragen

und angenommen worden zu sein, das war seine Grundlage.

Er wäre, theologisch gesprochen, ein Auserwählter?

Er war mit einer vielfältigen Begabung ausgestattet. Es ist auffällig bei ihm, dass sehr früh schon der Vater, der ja privatisierte, halbwegs vermögend und in keinem Amt, die Erziehung seines Sohnes zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Das hätte auch bedrohlich sein können, eine Überfürsorglichkeit. Da war die Mutter aber wieder davor, die eine sehr lebenskluge Frau war. So ist er in einem behüteten Nest gross geworden, aber doch wieder nicht auf blockierende Weise. Das lief wirklich sehr, sehr gut ab.

Er hat eine enge Beziehung zu seiner Schwester gehabt, die auch intelligent und talentiert war, wenn auch vom Äusseren her etwas benachteiligt. Er ist dann zum Superstar durchgestartet. Wie sehen Sie dieses Bruder-Schwester-Verhältnis?

Sie war ein kluges Mädchen, und er hat in ihr auch eine Partnerin gefunden der ersten Spiele, des ersten geistigen Austausches. Aber insgesamt ist es doch eher eine traurige Geschichte mit den beiden. Die Schwester hat ihren Bruder so sehr bewundert und auch geliebt, dass sie sich ein Leben jenseits dieser Bindung überhaupt nicht vorstellen konnte. Sie hat dann Goethes Jugendfreund Johann Georg Schlosser geheiratet, zwei Kinder bekommen und sich ins Bett gelegt, heute würde man sagen: schwer depressiv. Immer wenn er sich beengt gefühlt hat, hat Goethe das Weite gesucht, und so war er dann auch froh, die Schwester schliesslich auf Distanz gebracht zu haben. Ein schlechtes Gewissen ist davon übriggeblieben, und als sie starb, hat ihn das schon verwundet.

Wie deuten Sie diese wiederholten Fluchten in seinem Leben?

Er wollte nicht einfach nur ein Problem lösen, sondern jeweils das ganze Feld hinter sich lassen – die radikale Lösung. Das ist auch sehr deutlich bei den italienischen Reisen. Wenn sich ein Knoten ergeben hat, musste er einfach durchhauen werden. Er liebte solche Grenzsituationen. Wir sind jetzt hier in der Schweiz – dreimal ist er hierhin gereist, und jedes Mal war das auch immer eine Entscheidungssituation. Damals war ja das Reisen an sich schon eine lebensgefährliche Sache. Bei seiner ersten Reise flüchtete er vor seiner Geliebten Lili Schönemann, zusammen mit



Verliebt in das Verliebtsein: Goethe und Friederike Brion.

zwei Freunden. Die zweite Schweizer Reise unternimmt er mit seinem Freund, dem Herzog Carl August. Da will er wissen und auch erfahren, wie eigentlich sein Verhältnis zu dem jungen Herzog ist. Trägt es? Soll er in Weimar bleiben? Auch da sucht er die Extremsituation, geht mit dem Herzog bis auf den Gotthard und nimmt es so ein bisschen wie ein Gottesgericht: Wenn es gutgeht mit ihm, dann bleibe ich. Und dann

geht er später noch mal in die Schweiz, um zu testen: Was ist mit mir selbst, was ist mit meinen Verbindungen los? Da war er sehr radikal und abenteuerlich gesinnt, nahm auch immer einen anderen Namen an; er wollte den Ortswechsel und den Identitätswechsel.

War das ein Spiel? Oder was war der tiefere Grund dafür?

Es hatte jeweils ein paar Gründe. Bei der italienischen Reise wollte er sichergehen, dass

er nicht zurückgeholt wird, deshalb hat er auch den Namen Möller angenommen. Erst als er dann in Rom war, hat er signalisiert, wo er ist, denn erst dort fühlte er sich in Sicherheit. Das ist aber nur das Pragmatische. Er wollte auch das Milieu wechseln, er wollte nicht der Herr Geheimrat, dieser hohe Beamte sein, und er machte sich auch zehn Jahre jünger. Er wollte einen ganz neuen Existenzentwurf ausprobieren.

Bei dieser Täuschung mit dem Alter, war da auch sexuelle Hochstapelei dabei?

(Lacht) Mit dem Alter hat er schon hoch-, sonst aber hat er tiefgestapelt. Er will ir-

«Er merkte, dass er diesen Magnetismus hatte, dass er andere anzog.»

gendein kleiner Künstler sein, er will nicht rauf, er will runter.

Goethe war oft schwer verliebt, von seinen Gefühlen zu einer Frau konnte er völlig aus der Bahn geworfen werden.

Was die Liebe betrifft, ist er eher in das Verlieben verliebt.

Und in die Person?

Das schon, aber es spielt auch dieses reflexive Moment eine Rolle: dass man das Gefühl fühlt. Er genießt, was dabei mit ihm selber geschieht. Dieser Rückbezug auf den Reichtum des eigenen Lebens und Empfindens – das war ihm immer sehr wichtig.

Als Steigerung der Existenz?

Ja, es ist eine Steigerung. Klar spielt auch das Moralische bei ihm eine Rolle, wie bei jedem Menschen, aber keine hervorragende. Das Moralisieren konnte er nicht vertragen. Das ist ein sehr wichtiger Zug seines Wesens. Er hatte einmal einen Flirt mit dem Pietismus, mit den Frömmeln, gemacht und sagte dann, diese Art von Religion und überhaupt die Religion sei nicht seine Sache, es fehle ihm an Schuldgefühl. Denn damit du ein richtiger Protestant bist, brauchst du schon ein Schuldgefühl! Wir reden jetzt alle über Luther und seine ewige Frage, wie man einen gnädigen Gott bekommt. Das ist alles dummes Zeug für Goethe. Er brauchte keinen gnädigen Gott, Gott war für ihn eher ein Trainer, der ihn zu Hochleistung anspornte. Es verlangte ihn eben nach einem gelingenden, produktiven Leben.

Wie gross war seine Selbstliebe?

Die war schon sehr gross. Nur: Wenn das Selbst gross ist, dann hat die Selbstliebe auch nichts Kleinliches. Wenn dagegen ein armes kleines Würstchen auch nur noch sich selbst liebt, dann wird alles sehr eng.

Wie stark gründet Goethes Ruhm auf Selbstmarketing?

Er war da doch sehr geschickt, nicht nur be-rechnend, er hatte das Talent der Selbst-

inszenierung. Man nahm ihm das ab. In seiner Jugend war da ein Schuss Naivität, Unbefangenheit dabei, aber er wusste schon, dass er eine in hohem Mass charismatische Persönlichkeit war. Er merkte, dass er diesen Magnetismus hatte, dass er andere anzog. Und er konnte auch damit spielen. Später dann in Weimar hat er seine Stellung auch als ein Amt in der Öffentlichkeit angesehen, er war eine öffentliche Seele. Er hat nicht umsonst die erste durchschlagende Autobiografie verfasst. Warum schreibt er die? Weil er selber doch mitbestimmen will, wie die Öffentlichkeit über ihn denkt. Er wollte da selber noch die Hand darauf haben. Im Übrigen hat er auch auf rein professioneller Ebene das Copyright durchgesetzt für sein Werk, davon haben dann auch alle anderen Autoren profitiert. Er war also auch sehr geschäftstüchtig im Umgang mit seinen Verlegern. Er kannte schon seinen Marktwert, neigte aber dazu, ihn zu überschätzen. Das machte ihm nichts aus, er pokerte.

Beim Lesen seiner Autobiografie «Dichtung und Wahrheit» hat mich überrascht, wie oft Goethe auch gescheitert ist, wie viel er versucht und geübt hat. Das widerspricht dem Bild vom Genie, das einfach alles kann.

Nehmen wir seine Naturwissenschaft, seine Forschung zur Farbenlehre. Da hat er wirklich viele, viele Jahre darangewendet, aber er musste erleben, dass man sogar fast lächelnd darüber hinwegging. Da wurde er so wütend und sagte sinngemäss: «Gedichtet haben viele, aber ich, ich habe diese Farbenlehre entwickelt. Ich habe gegen Newton gezeigt, wie man die Sache sehen muss.» Es blieb ihm nicht verborgen, dass dieses ganze Projekt in der wissenschaftlichen Welt gescheitert ist. Interessant, wie er darauf reagiert: mit unbändigem Stolz. Er nimmt es wahr, ist aber dadurch nicht zerstört, weil er davon überzeugt ist, dass man in späteren Zeiten anders darüber denken wird. Er hatte eine unglaubliche Statur, um mit so einem Scheitern zurechtzukommen.

Kann man die Farbenlehre aus irgendeiner Optik retten?

Der grosse Strom der Wissenschaft ist darüber weggegangen. Aber auf der Ebene der Psychologie und der Phänomenologie, wie Farben auf uns wirken, da hat er mit seinem wunderbaren Sensorium viele zutreffende Beschreibungen gegeben. Und davon abgesehen liefert er eine grandiose Schilderung der Wissenschaftsgeschichte vom späten Mittelalter bis in die frühe Neuzeit. Das ist vom Feinsten und für jemand, der sich dafür interessiert, nach wie vor eine lohnenswerte Lektüre.

Wo ist Goethe schwach? Welche seiner Werke würden Sie als missraten bezeichnen?



Befreit von moralischen Sichtblenden: Safranski.

Es gibt viele missratene Sachen, weil er auch so vieles ad hoc geschrieben hat, kleine Theaterstücke für Aufführungen bei Hofe zum Beispiel oder Huldigungsgedichte oder irgendwelche Schnurren. Als Roman sind für mich auch «Wilhelm Meisters Wanderjahre» ziemlich misslungen. Anders der erste Band, die «Lehrjahre», die waren beispielhaft, aber die «Wanderjahre» sind ein unförmiges Buch, mit wunderbaren Stellen natürlich. Wenn man sich die 25-bändige Münchner Ausgabe anschaut, da gibt es manches, was wenig taugt. Aber er selbst hatte gar kein Problem damit. Er nennt sich, ein wenig kokettierend, einen Gelegenheitsdichter. Dann gibt es aber auch wieder Gedichte, bei denen man merkt: Das ist das Allergrösste. In einem Wurf sind die Sachen da, besonders in der Jugendzeit. Da steht er nachts auf und muss das gleich aufschreiben, damit er es nicht vergisst.

Welche Werke zählen Sie zu den vollendeten?

«Faust I» gehört zu den ganz grossen Werken der Weltliteratur, neben Homer, neben den besten Stücken von Shakespeare. Das ist geradezu ein archetypisches Stück. Ganz oben würde ich auch «Die Leiden des jungen Werther» ansiedeln, das ist ein absolutes Geniewerk, weil es etwas getan hat, was jetzt ganz selbstverständlich ist, aber damals die Eroberung eines neuen Kontinents war, nämlich diese subjektive, gefühlsstarke Geschichte zu erzählen, die dann auch mit einem Selbstmord endet. Der Roman zeigt die Geburt des modernen Ichs, das sich sehr, sehr wichtig nimmt und die ganze Religiosität in seine Gefühlswelt hineinpackt. Das ist ein Geniestreich sondergleichen.

Wenn sich Goethe selbst als Gelegenheitsdichter bezeichnet hat – worin sah er denn seine Hauptaufgabe?

Er sah sich selbst als Naturwissenschaftler und hat sein Amt ausserordentlich wichtig genommen. Er war hoher Staatsbeamter und Maître de Plaisir, sozusagen der Intendant des kulturellen Lebens von Weimar. Auch seine Titel hat er sehr ernst genommen, das war nicht einfach Stolz oder Blasiertheit, sondern das war für ihn etwas absolut Festes, das hat ihm Halt gegeben. Das andere war für ihn Spiel, geniales Spiel. In den ersten Jahren am Hof hat er ja auch nichts zum Verleger gebracht, die Leute dachten schon, er habe aufgehört zu schreiben. Eines muss man aber auch sagen: Dieser unterschwellige Strom, der dann schliesslich zu «Faust II» geführt hat, der hat ihn schon auch ein Leben lang beschäftigt. Dieses Projekt zu Ende zu führen, war seine wichtigste literarische Leidenschaft. Und es war mehr als Literatur: Er hatte das Gefühl, mit diesem Werk zu begreifen, was eigentlich los ist mit dem Menschen in unserer Welt. Das war sein geistiger Schatz, den er heben wollte. Ja, Goethe hat sich als Schatzgräber gefühlt.

Wie wollte er von seiner Nachwelt gesehen werden?

Er sagt das auch irgendwo: als «ein wackerer Arbeiter in den Weinbergen des Herrn». Er wollte zeigen, dass er das Menschenmögliche aus dem Leben gemacht hat.

Hatte Goethe eine Philosophie, vielleicht gar ein philosophisches System?

System wäre zu viel gesagt, aber er war voller philosophischer Ideen. Sie kreisen um die Naturphilosophie und lassen sich sogar kurz und knapp charakterisieren. Er selber fand den schönsten Ausdruck auch seiner eigenen Philosophie in einer Formulierung des mit ihm befreundeten Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, der so wunderbar gesagt hat: «Die Natur schlägt im Menschen die Augen auf und bemerkt, dass sie da ist.» Also: Wir sind Natur, auch als Bewusstsein, und darum ist es so, als hätte sich die Naturentwicklung bis zum Menschen hinauf gesteigert, um sich im Menschen ihrer selbst bewusst zu werden. Der Naturprozess also als Steigerung bis zur Bewusstwerdung der Natur durch sich selbst. Goethe war ein absoluter Gegner einer Dualität, da werden nicht Natur und Geist einander gegenübergestellt. Und schon gar nicht so, dass man als Geist mit der Natur machen kann, was man will. Deshalb kam für ihn auch lebenspraktisch alles darauf an, den Geist nicht zerstörerisch werden zu lassen gegenüber der Natur und die Natur nicht in einen feindlichen Gegensatz zum Geist zu bringen. So ging er mit seinen Krankheiten um – befreundet sein mit der Natur, auch mit seiner eigenen. Anständig mit ihr umgehen. Das Künstliche meiden, auch das Überdrehte. Der Geist soll natürlich bleiben.

Können Sie sich an Ihre erste eigene literarische Begegnung mit Goethe erinnern?

Ja, das war der «Werther», noch in der Schule, im Jahr vor dem Abitur. Und ich muss sagen: Ich war hingerissen.

Wie hat sich Ihr Goethebild im Lauf Ihres Lebens und der intensiven Beschäftigung mit ihm verändert?

In der Zeit meines schriftstellerischen Lebens habe ich Goethe gewissermassen umkreist, es war wirklich sehr angenehm, ihn immer wieder von verschiedenen Seiten zu sehen: durch die Augen von E.T.A. Hoffmann, von Schopenhauer und dann natürlich von Schiller. Er war wie so ein Schweizer Berg, um den ich herumgelaufen bin.

Und dann haben Sie den Gipfel erklommen. Genau, das war so eine Art Matterhornbesteigung. (Lacht)

Wie war die Aussicht von da oben?

Durch die Zeitgenossen sind mir Goethes kantige und, sagen wir ruhig, seine abstossenden Seiten schon auch deutlich geworden. Ich hatte ja auch über Kleist und Hölderlin geschrieben, und von ihnen aus war das ja geradezu ein Drama, dieses Unnahbare, dieses Zurückstossende. Als ich mich dann direkt mit Goethe beschäftigte, habe ich die innere Logik begriffen, warum er auch so abstossend sein konnte. Da kommt etwas rein, das auch zu seiner Begabung gehört: Was ihn irritierte, konnte er gnadenlos von sich fernhalten. Er hatte einen guten Immunschutz. Er hat sich nicht in die Pflicht gesetzt, alles in sich aufnehmen zu müssen. Man muss auch nein sagen können. So eine Borderline-Figur wie Kleist, genial, aber dann auch Selbstmörder – Vorsicht! Abstand halten! So auch bei Hölderlin. Goethe ging an Grenzen, aber er war auch fest entschlossen, sich zu bewahren.

Kann man daraus schliessen, dass er innerlich auch selbst gefährdet war?

Ja, natürlich, sein Gefährdungspotenzial sieht man in diesen Abstossungsgesten. Wir haben am Anfang über die Schwester gesprochen: Er musste sie auch deshalb von sich fernhalten, weil er unterschwellige Bedrohungen durch solche Depressionen selbst kannte. Er wollte nicht angesteckt werden. In der «Werther»-Zeit spielte er mit Selbstmordgedanken.

Beantworten Sie bitte die Gretchenfrage: Mit wem würden Sie es im Zweifelsfall halten – mit Goethe oder mit Schiller?

Wie soll ich sagen: Dem Herzen näher ist mir Schiller, ihn liebe ich, und vor Goethe habe ich verständnisvollen Respekt.

Warum ist die Weimarer Klassik eigentlich der Höhepunkt unserer Literatur?

In dieser Zeit, um 1800 herum, haben Literatur und Philosophie sich wechselseitig befruchtet und sich so gegenseitig in Bestform gebracht. Der Zeitgeist war ihnen gewogen und hat ihnen das Höchste zugetraut. Wohl nicht zufällig gab es in diesem grossen his-

torischen Moment – es war die deutsche Renaissance – so viele Begabungen, die sich in einigen wenigen Orten wie in Treibhäusern des Geistes drängten, in Weimar, Tübingen, Berlin, Dresden. Nie vorher und nie nachher hatten Literatur und Philosophie einen solchen Stellenwert. Für die Gebildeten wurden sie eine Art Religion in einer Zeit, da aufklärungsbedingt die offizielle Religion an Bedeutung verlor. Schon eine Generation später, bei Heine und Co., war Literatur nur noch Literatur. Zu Goethes Zeiten war sie mehr.

Goethe selbst hat einmal von einem «weltlichen Evangelium» gesprochen, das helfe, sich von den Lasten des Lebens zu befreien. Kann dieser Religionsersatz, diese Kunstreligion, überhaupt funktionieren?

Es hat eine Weile lang funktioniert. Ich wünschte mir, dass die Literatur wieder zu grösserem Ansehen kommt. Aber das bleibt



vielleicht nur ein frommer Wunsch. In meiner Generation gab es zumindest noch eine Lebensphase, die frühen sechziger Jahre, da hatte die Literatur immerhin noch eine grössere Bedeutung als heute. Aber damals, um 1800, stand eine ganze Epoche im Zeichen der hohen Bedeutung von Literatur und Philosophie. Darauf schaue ich mit einer gewissen Wehmut zurück, ich finde es schade, dass die Literatur so kleinmütig geworden ist.

Ist das nicht auch eine groteske Selbstüberschätzung der Schriftsteller?

Na ja, die ganz grossen Genies der Literatur auch im 20. Jahrhundert waren bescheiden, nehmen Sie so einen Fall wie Kafka. Kafka ist vielleicht im 20. Jahrhundert der Autor, der am nächsten herankommt an die geradezu überliterarische Bedeutung der Literatur. Als Person war er ganz zurückhaltend. Man muss nicht den grossen Zampano spielen,

um die Literatur in die heisse Zone ihrer Be-deutsamkeit zu führen.

Wie viel kleiner wären Goethe und Schiller, wenn sie einander nicht getroffen hätten?

Beide hätten etwas verloren. Die zehn Jahre

«Man muss nicht den grossen Zampano spielen, um die Literatur in die heisse Zone zu führen.»

des wirklichen Zusammenwirkens, das war der Moment, wo beide wechselwirkend gemerkt haben, an welcher grossen Sache sie sitzen. Da war ihnen beiden bewusst, dass sie in einer aussergewöhnlichen historischen Situation aus der Literatur das Allergrösste machen können. Und das geht nur im Glücksfall einer solchen Beziehung.

Thomas Mann hat offen über seine «imitatio Goethes» gesprochen, das jüngste, sehr persönliche Buch von Adolf Muschg handelt von ihm selbst und von Goethe. Wie kommt es, dass sich Schriftsteller bis heute so gern in ihm spiegeln?

Ich habe dieses Buch von Muschg auch gelesen. Das Seltsame ist: Alles, was Goethe berührt hat, hat eine solche Lebendigkeit, dass sie einem hilft. Deshalb finde ich das Buch von Muschg so anrührend. Der hat jetzt diese Krebsdiagnose und beschäftigt sich mit seinem eigenen Leben, das jetzt vom Krebs bestimmt ist, und er nimmt sich Goethes zweite Schweizer Reise vor, und es gelingt ihm, daraus Lebenskraft zu schlagen. Das ist wie eine Fühlungnahme mit einer Lebensader. Goethe ist ganz einfach lebensermunternd. Der schönste Ausdruck dafür aus der damaligen Zeit stammt von Novalis, der sprach von der «vivifizierenden» Kraft Goethes.

Sprechen wir noch ein wenig über die Wirkung von Literatur: Ein gutes Kunstwerk, so Goethe, könne «zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heisst ihm sein Handwerk verderben». Die wahre Darstellung habe keinen «didaktischen Zweck». Das macht ihn zum natürlichen Feind aller «engagierten» Literaten, die mit Kunst Politik machen wollen.

Ja, das denke ich auch. Die Moralisierung der Kunst und der Literatur ist mitnichten schwächer, sie ist stärker geworden. Deswegen bleibt Goethes Warnung vor der Moralisierung aktuell. Die Kunst ist keine Fortsetzung der Moral mit anderen Mitteln, Kunst ist der Versuch, Wirklichkeit noch mal anders anzusehen – und zwar befreit von moralischen Sichtblenden.

Welchen Einstieg in Goethes Werk würden Sie jemandem empfehlen, der bislang davor zurückgeschreckt ist?

«Die Leiden des jungen Werther»! Das Buch ist auf eine unglaubliche Weise jung geblieben und spricht auch junge Leute an.

Ziemlich echte Freunde

Der Mythos von der Einsamkeit der Schönen und Reichen bröckelt:
Vier grosse Hollywoodfreundschaften und was wir von ihnen lernen können.

Von *Claudia Schumacher*

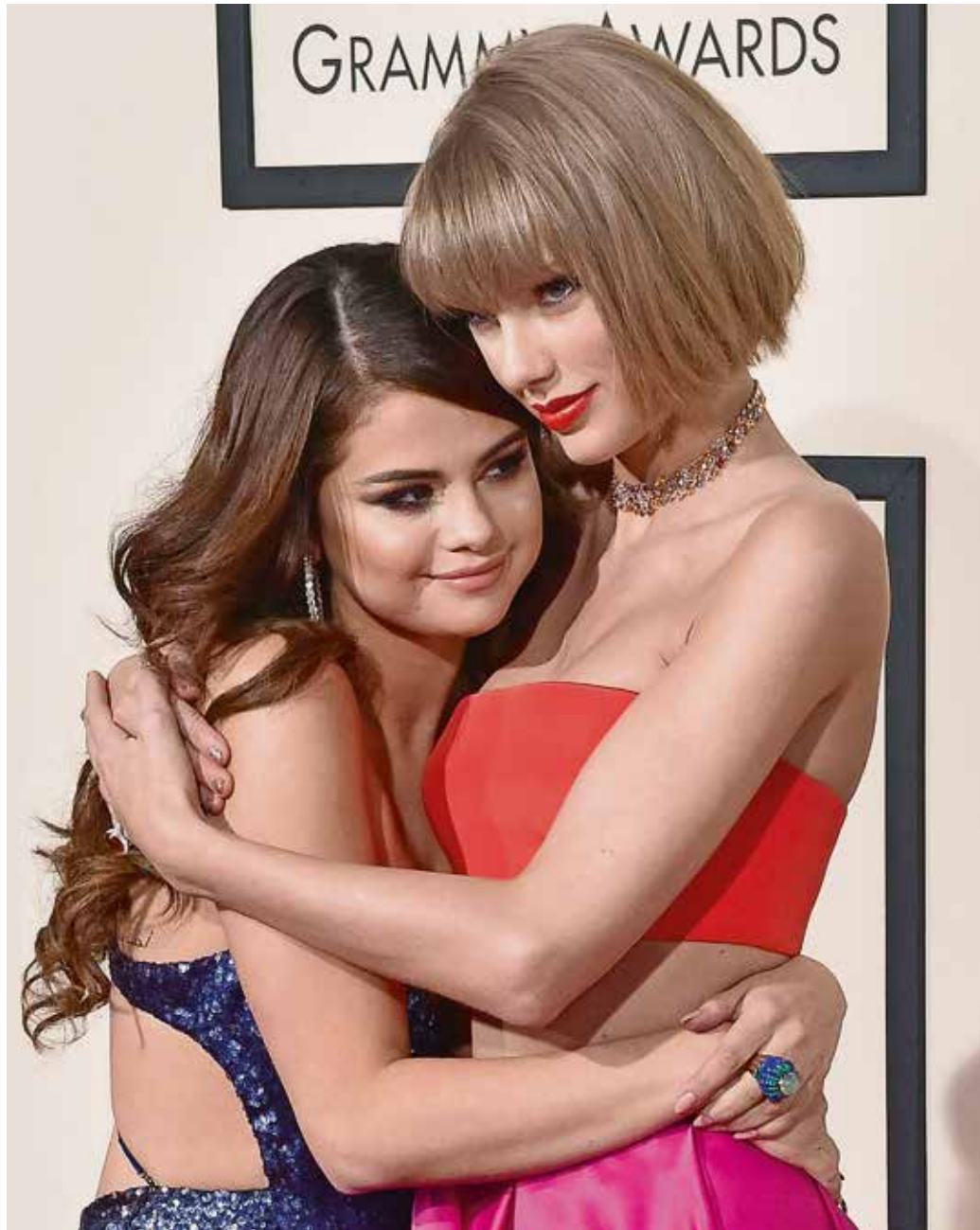
Ein wahrer Freund ersticht dich von vorne», wusste der Dichter Oscar Wilde. Und das ist auch schon alles, was sich mit Sicherheit über Freundschaft sagen lässt. Der Rest sind Fragen: Dürfen zwei echte Kerle laut sagen, wie lieb sie sich haben? Können Berufskolleginnen Freundinnen sein, wenn sie um dieselben Projekte konkurrieren? Und funktioniert Zuneigung zwischen Männern und Frauen auf Dauer auch ohne geteiltes Bett?

Dass wir im Zeitalter der fortgeschrittenen Ökonomisierung leben, macht die Sache nicht leichter. Längst haben wir aufgehört, einfach Freunde zu «sein». Stattdessen fragen wir uns, was dieser oder jener Freund uns «bringt». Ein Foto mit Freunden muss man im Internet teilen können, wo es viele Likes bringen sollte. Vorzeigbar müssen sie sein, die Freunde. Solange andere sie liken, muss man sie selber auch gar nicht so sehr mögen. Vielleicht hat dieser neue Umgang mit unseren «Freunden» auch dazu geführt, dass wir hinter jeder Starfreundschaft eine PR-Angelegenheit vermuten. Die Götter waren schon immer Projektionsflächen unserer eigenen Realität. Unbehelligt von unserem Misstrauen, scheint es aber in Hollywood, dem Olymp unserer Zeit, immer mehr Freundschaften zu geben, die mehr sind als die Summe ihrer Likes.

Das Ende der Stutenbissigkeit: Emma Stone und Jennifer Lawrence — Sie waren zuletzt beide für den Oscar als beste Hauptdarstellerin nominiert, gewinnen konnte nur eine (diesmal: Emma Stone in «La La Land»). Eine

Die beiden schrieben sich
monatelang jeden Tag.
Schliesslich trafen sie sich.

Situation, die den beiden Frauen als ultimative Steilvorlage diente, um einen alten Hollywoodmythos neu aufleben zu lassen: Frauen sind stutenbissige Einzelkämpferinnen und stets darauf bedacht, andere Frauen aus dem Weg zu räumen. Nicht so aber Stone, 28, und Lawrence, 26: Sie hielten zusammen. Keine sagte ein böses Wort über die andere. Dass dieses lobenswerte Verhalten nicht einmal langweilig sein muss, bewiesen sie gleich mit. Anstatt ihre Zickigkeiten zu inszenieren, sprachen sie in Interviews über ihre Freundschaft und ernteten Sympathien. Wie sie sich kennenlernten? Ein Schauspielkollege hatte Stone



So nett war Feminismus selten: Gomez (l.), Swift.

die Nummer von Lawrence gegeben. Stone schrieb Lawrence eine SMS. In einem Interview scherzte Lawrence: «Ich antwortete mit «Fuck off!». Und seitdem sind wir wirklich gute Freundinnen.» Die beiden schrieben sich monatelang jeden Tag. Schliesslich trafen sie sich: Gemeinsam besuchten sie ein Konzert der Sängerin Adele – mittlerweile ebenfalls eine Freundin. «Ich glaube, Jennifer weiss das gar nicht», sagte Stone in einem Interview, «aber ich hatte wirklich eine Phase, in der ich dachte, dass ich nie wieder arbeiten würde,

weil sie so talentiert und lebhaft und besonders ist.» Dann aber sei ihr klar geworden, dass es genug Rollen für sie beide gebe. Auch Lawrence nimmt die Konkurrenz entspannt – und mit Humor: «Wäre ich nicht ihr grösster Fan, würde ich ihr wohl die Kniescheiben einschlagen.»

Big Boys: Ben Affleck und Matt Damon — Wenn Lawrence und Stone so weitermachen, dann können sie vielleicht eines Tages auf das zurückblicken, was Affleck und Damon eint:



«Grösster Fan»: Lawrence (l.), Stone.



Schubs ins Rampenlicht: Damon (l.), Affleck.



Regelmässige Besuche: Keaton (l.), Nicholson.

eine jahrzehntelange, unbeirrbarere Freundschaft. Die Frauen kamen und gingen, selbst Afflecks Ehefrau Jennifer Garner (die er allerdings auch betrog), aber Damon und Affleck blieben sich treu. Die beiden kennen sich seit Kindertagen, Damon ist ein entfernter Cousin Afflecks. Nach dem High-School-Abschluss zogen beide nach Los Angeles. Damon gelang mit «Mut zur Wahrheit» (1996) an der Seite von Denzel Washington und Meg Ryan der Durchbruch in Hollywood. Er nutzte diese neue Bekanntheit und schrieb gemeinsam mit

Affleck das Drehbuch für «Good Will Hunting», in dem die beiden selber spielten: Damon in der Hauptrolle des Mathegenies, Affleck als sein Freund. Prompt gewannen die zwei den Oscar für das beste Drehbuch. Affleck war damals 26 Jahre alt, Damon 28. Später sollte Damon stets die Grösse besitzen, seinen Freund, der einst in seinem Schatten gestanden war, ins Rampenlicht zu schubsen – und sich selber bei gemeinsamen Auftritten sogar etwas kleiner zu machen. Mittlerweile ist diese Rollenverteilung ein Running Gag. Bei den

letzten Oscars gingen Damon und Affleck gemeinsam auf die Bühne, um den Gewinner für das beste Drehbuch zu verkünden. «Der zweifache Oscar-Preisträger Ben Affleck, mit Gast», lautete die Ankündigung – vielleicht der beste Witz des Abends.

Platonische Liebe: Diane Keaton, Jack Nicholson — Es dürfte der vielleicht schönste Brief sein, den der grosse Jack Nicholson in seinem mittlerweile schon achtzig Jahre dauernden Leben erhalten hat: «Anders als ich bist du kein Mensch, der im Reich von <Gut> und <Böse> zu Hause ist. Du lässt dich nicht von moralischen Plattitüden aufhalten. Deine Authentizität hast du dir durch die Entscheidungen

«Du magst das vielleicht nicht gerne hören, aber du bist ein guter Mann. Trotz deines Ruhms.»

verdient, die du im Leben getroffen hast. Diese Entscheidungen zeigen sich in deinem Gesicht. Dein Gesicht, dein grossartiges Gesicht, fordert die Standardisierung heraus. Nachdem ich dich so viele Jahre betrachtet habe, ist es mir ein Leichtes, zu sagen, dass dein Gesicht das beste ist, das ich jemals gesehen habe. Nicht weil du hübsch bist – und das bist du, Jack –, sondern weil dein Gesicht über die Jahre wirklich grossartig geworden ist. Und ich glaube, dass im Kern dieser Grossartigkeit nicht der geniale Schauspieler steht, der uns in den Rollen böser Männer fasziniert hat, sondern einfach ein guter Mann. Du magst das vielleicht nicht gerne hören, aber du bist ein guter Mann. Trotz deines Ruhms, deines Reichtums, deines Talents und all der Versuchungen. Wir sind über die Jahre beide aufgestiegen, gestolpert, gefallen – und wieder aufgestiegen. Du bist immer mein Freund geblieben, und ich werde nie aufhören, auf dich aufzupassen.» Diese Zeilen hat Diane Keaton geschrieben, wie man in ihrer Autobiografie «Let's Just Say It Wasn't Pretty» (2014) erfährt. Nicholson lädt Keaton alle paar Wochen zum Mittagessen zu sich nach Hause ein. Nach allem, was man weiss, ist es eine platonische Liebe. Eine Freundschaft zwischen Mann und Frau – in guten wie in schlechten Zeiten.

«Girl squad»: Taylor Swift, Selena Gomez, Lena Dunham, Karlie Kloss — Was Jennifer Lawrence und Emma Stone im Kleinen schafften, leistet Taylor Swift in Serie. Das Konzept Stutenbissigkeit hat die Pop-Prinzessin durch die Idee der Schwesternschaft ersetzt. In ihrer feministischen «girl squad» sind andere Sängerinnen, Models und Autorinnen wie Lena Dunham vertreten. Swift bringt die Frauen in ihre Videos und fördert damit auch weniger bekannte Talente. So pragmatisch und nett war Feminismus noch selten. ○



TV-Serien

Der letzte sichere Hort

Was steckt hinter dem Erfolg der Zombie-Serie «The Walking Dead»?

Nur endloser Horror oder eine geniale Anspielung auf die Angst vor dem Flüchtlingsproblem?

Von Wolfram Knorr

Die Gestaltenvielfalt aus dem Drüben kennt keine Grenzen: Ex-Sheriff Rick Grimes (Andrew Lincoln) in «The Walking Dead».

Rast- und ziellos ist eine Gruppe von Männern und Frauen unterwegs, durch menschenleere Städte, Dörfer und Wälder, über Wiesen und Strassen. Das Schicksal einer unerklärlich plötzlich ausgebrochenen Pandemie hat sie zusammengebracht. Ob sie die letzten Überlebenden sind, wissen sie nicht. Sie wissen aber, dass sie nicht alleine sind. In den leerstehenden Häusern, Fabriken, Supermärkten, Hallen, LKW und verlassenen PKW rumoren Untote, die *walkers*, «Streuner». Alles ehemalige Bewohner, Besitzer und Nutzer der Häuser, Fabriken, Walmarts, Autos. Zu Zombies mutiert. Zu Dutzenden, in Hundertschaften, zu Tausenden schlurfen und torkeln sie, pervers entstellt und ohne Bewusstsein, ruhelos dahin, nur getrieben vom Hunger nach Menschen. Und die werden immer seltener und sind in ihrem Lebensraum bedroht. Sie machen sich auf die verzweifelte Suche nach Orten, Gebäuden, Häusern, die eine halbwegs sichere Bleibe versprechen.

Die Gruppe führt Ex-Sheriff Rick Grimes an. Ihre Zukunft ist perspektivlos, es herrscht ver-

zweifelte Ratlosigkeit. «Wir brauchen einen Ort, um uns ein paar Wochen zu verkriechen», sagt Grimes – und findet bald den idealen: eine Justizvollzugsanstalt! Mehrfach durch Mauern, mit Gittern und Stacheldraht gesichert! «So viel Platz hatten wir noch nie», wird geschwärmt, nachdem sie das Innere von den zu Zombies entstellten Gefangenen «gesäubert» haben. Die Zellen, Gänge, kalt-funktionalen Räume versprechen Sicherheit – und Freiheit.

«Ich bin ein Mensch, holt mich hier raus!»

Die denkwürdige Episode aus der spektakulären TV-Serie «The Walking Dead», die seit 2010 mit grossem Erfolg läuft und bereits in die siebte Staffel geht, ist die Schreckensvision einer bürgerlichen Gesellschaft, der der sichere Boden unter den Füßen entzogen wurde und die halt- und wurzellos durchs Land irrt. Die Zombie-Massen, diese entindividualisierten Wesen erinnern dabei auf kuriose Weise an Eugène Ionescos Bühnen-Nashörner. Auch die stampfen alles nieder, was ihnen in die Quere

kommt. Aber ging es in Ionescos «Die Nashörner» um den Herdentrieb des Menschen, der sich zur Anpassung in ein Nashorn verwandelt, verhält sich «The Walking Dead» verdreht dazu. «Ich verteidige mich gegen alle Welt!», ruft Ionescos Held Behringer, sich der «Rhinozerosierung» verweigernd: «Mein Gewehr! Mein Gewehr! Ich bin der letzte Mensch. Ich werde es bleiben bis zum Ende. Ich kapituliere nicht.» Rick Grimes und seinen Gefährten geht es nicht anders, auch sie wollen «letzte Menschen» bleiben. Aber im Gegensatz zu Behringer ist es nicht der Konformismus, dem sich Grimes und Co. entgegenstemmen, sondern dem Fremden, Anderen, dem Nicht-Konformistischen. Ist die Zombie-Serie eine Analogie zur Befindlichkeit westlicher Demokratien, von Terrorismus und Flüchtlingsströmen bedroht?

Auffallend ist jedenfalls, dass die Ursache der Pandemie völlig im Dunkeln bleibt, keine Rolle spielt. Nur die Untoten lassen sich mit einer Seuche halbwegs verbinden. Andere

Folgeerscheinungen gibt es nicht. Die Natur erfreut sich bester Gesundheit. Die Wiesen saften und kraften, die Bäume rauschen üppig begrünt, das Wild in den Wäldern äst, und die Bäche plätschern munter vor sich hin. Die Natur hält sich in ihrer guten Stube sauber. Selbst wenn *walker*, die Köpfe zu Matsch geschossen, in einen Bach platschen, glitzert das Wasser quellfrisch. Auch in der Luft ist kein Feinstaub, und die Waren in den Regalen der Shops zeigen ausser den Ablaufdaten, keine Schäden durch eine handfeste Umweltkatastrophe. Mit Endzeitfilmen à la «The Day After» oder «Mad Max» hat die Serie also nichts gemein, ihr dystopisches Narrativ ist nur ein Rahmen, ohne futuristischen Inhalt. Ihre hohe Faszinationskraft muss andere Ursachen haben als bloss Lust an Grusel. Das Zuchthaus als letzte Zuflucht ist nicht nur ein gelungener sarkastischer Einfall, auch eine ins Mark treffende Metapher auf eine ungute Verfassung: die Angst des Bürgers vor dem Verlust seines Lebensraums, die Angst vor Überfremdung; etwas flapsig nach dem Motto: «Ich bin ein Mensch, holt mich hier raus!»

Seit George A. Romeros «The Night of the Living Dead» (1968) ist der Untote, der nach Menschenfleisch giert, die mit Abstand am häufigsten benutzte Horrorfigur. In den schillerndsten Varianten geistert sie durch die Popkultur. In «28 Days Later» (2002) sind die Infizierten Rasende, in «World War Z» (2013) sind sie schnell wie «The Flash», in «The Great Wall» (2016) wolfsartige Kreaturen, in «Game of Thrones» weisse Wanderer, in «Wayward Pines» Bizarr-Monster. Die Gestaltenvielfalt aus dem Drüben kennt keine Grenzen. Besonders abartig «The Girl with All the Gifts»: mit zombiefizierten Kindern, die gegen «erwach-

sene» Untote eingesetzt werden. Das Fremde ist nicht nur ein bedrohliches, sondern auch ein erdrückendes Kollektiv, auf das die Westler mit Mauern, Zäunen, Gräben, Minenfeldern reagieren. In «Game of Thrones» ist es eine gigantische Eismauer, in «The Great Wall» die Chinesische Mauer, in «Wayward Pines» ein elektrisch geladener Zaun et cetera. Auch hier ist die Fantasie einfallsreich, um das Fremde auf Distanz zu halten.

Essig oder Zuckersaft

Die auffallende Häufung heranstürmender Kollektive und panischer Mauerbauten ist nicht bloss eine Folge des Wettbewerbwahns auf dem Rummelplatz des Showbiz. Wer glaubt, Filme seien nur ein belangloser Zeitvertreib und allenfalls ein Gradmesser für den jeweiligen schlechten Geschmack eines Jahrzehnts, der ist auf dem Holzweg. Das Medium ist eine Radarantenne, die Zeitströmungen aufgreift und (instinktiv) in Erzählungen umsetzt, und auch das ideale Einmachglas für das Lebensgefühl einer Epoche: Wunsch und Wahn, Angst und Verdrängung schwimmen da im Saft – Fossilien des Massenunterbewusstseins in Essig oder Zuckersaft. Die Filme greifen auf, was die Gesellschaft umtreibt, und es ist kein Zufall, dass das Genre amerikanischen Ursprungs ist. Denn das Phänomen der Abgrenzung entstand in den USA bereits in den 1920er Jahren als Folge des Rassismus.

Besonders aktiv waren die homeowners' associations, die Weisse mobilisierten, sich gegen die Versuche von Schwarzen zu stemmen, Häuser ausserhalb der Gettos zu kaufen. Die Segregationsmentalität prägt bis heute die amerikanische Architektur, vor allem im Vorort-Separatismus und im Ressentiment ge-

gen den Bau von Mietwohnungen in den Suburbs. In Kalifornien und insbesondere Los Angeles entstanden Bauwerke wie hermetisch versiegelte Festungsanlagen. «Die Brutalisierung der Inner-City-Viertel», so der Stadtsoziologe Mike Davis, «und die zunehmende Südafrikanisierung der räumlichen Verhält-

Auch hier ist die Fantasie einfallsreich, um das Fremde auf Distanz zu halten.

nisse darin wird mit triumphalem Hochglanz überzogen» oder mit gewaltigen Stahlgittern gesichert, wie etwa die Goldwyn Library. Wohnquartiere ziehen Sicherheitszäune um ihre Anlagen. «Die Einzäunung», so eine Sprecherin von derartigen Siedlungen, «liegt allgemein im Trend.»

Ob wegen Obdachlosen, die «zu urbanen Beduinen geworden sind» (Mike Davis), oder aufgrund der Bandenzunahme – der gehobene Mittelstand strebt eine eigene Form von «Einknastung» an, um sich vor der Ausbreitung der Gettos und Barrios zu schützen. Die Zombiefilme sind eine Art Abwehrreflex. Man fühlt sich nur noch sicher im «eigenen Haus», wenn man es aufrüstet – wie die westliche Wertegemeinschaft, von Ungarn bis zu den USA, die sich zunehmend mit Grenzen wieder zu schützen versucht und sich auf den überwunden geglaubten Nationalismus beruft. Schon 2010 drohte der libysche Diktator Muammar al-Gaddafi, dass, gehe man auf seine Geldforderungen nicht ein, «die Zukunft Europas nicht länger weiss und christlich, sondern schwarz» sein werde. Der Zombiefilm, und ganz besonders «The Walking Dead», hat das mit kruden Plots aufgegriffen und lässt das Unbehagen wie eine unterirdische Seelenströmung durch ihr Horror-Universum ziehen.

Flüchtlings-Quoten-Geschacher

Das Polit-Mediengeräusch, durch das man sich nur noch taumelnd bewegt, ist da kaum besser. Orientierungen verschwinden spurlos im Bildschirm- und Pressegestöber, und die Philosophie, das Nussknackergewerbe, das mal moralische Hilfe bot, ist verstummt. Sinn-suchereien führen nur ins Leere, wie Hamms Versuch in Samuel Becketts «Endspiel». Alles sei am Ende, lamentiert er, «es ist zu Ende, es geht zu Ende, es geht vielleicht zu Ende». Der Gedankenmarkt hat auch heute nichts Besseres anzubieten als ein «vielleicht». In Bezug auf die Flüchtlinge, die in Massen in die «Festung Europa» drücken, äussert sich das besonders schwammig. Erst hiess man sie willkommen, dann fühlte man sich nicht mehr sicher. Der Journalist Robin Alexander hat das in seinem Buch «Die Getriebenen» über das Lavieren der deutschen Regierung nach der Grenzöffnung im Herbst 2015 dramatisch re-



Schreckensvision einer bürgerlichen Gesellschaft: Zombies.



Wunsch und Wahn: Rick Grimes (Andrew Lincoln) und Morgan Jones (Lennie James).

kapituliert. Am Anfang habe «der Flüchtling als Erlöser von schrecklicher deutscher Vergangenheit» gegolten; dann folgte das Flüchtlings-Quoten-Geschacher durch den unkontrollierten Zuzug der Asylanten, die Schotten wurden dichtgemacht. Dem Rechtspopulismus galt es entgegenzuwirken.

In der fünften Staffel von «The Walking Dead» erreichen Rick Grimes und seine durch ruhelose Abwehrkämpfe gegen die herumstromernden *walker* physisch und psychisch erschöpfte Truppe die Gemeinde Alexandria. Wie ein schmuckes kleines Städtchen mit

Erst hiess man die Flüchtlinge willkommen, dann fühlte man sich nicht mehr sicher.

friedlichen Bewohnern erscheint es ihnen. Waffen dürfen nicht getragen werden. Doch Rick und Co., in Härte und Misstrauen gestählt, bleiben misstrauisch. Die Bürgermeisterin des Ortes, Deanna, eine ehemalige Abgeordnete aus Ohio, bittet Rick um ein Gespräch, das zuweilen bis ins Detail Donald Trumps politisches Weltbild spiegelt. Dabei entstand die Episode lange vor dessen Wahl.

Rick: «Sie haben die Mauer hochgezogen?»

Deanna: «In der Nähe wurde ein riesiges Shoppingcenter gebaut. Und mein Mann Reg ist Professor für Architektur. Er hat mit unseren Söhnen die ersten Platten hochgezogen. Und nach ein paar Wochen sind mehr Menschen gekommen. Wir bekamen Hilfe. So wurden wir eine Gemeinschaft.»

Rick: «Sie sind die ganze Zeit hinter diesen Mauern gewesen?»

Deanna: «Wir brauchen Menschen, die da draussen überlebt haben. Ihre Gruppe ist die erste, bei der wir seit langer Zeit über eine Aufnahme nachdenken.»

Rick: «Sie sollten Ihre Tore geschlossen halten.»

Deanna: «Warum?»

Rick: «Weil es nur noch ums Überleben geht. Um jeden Preis. Die Menschen da draussen haben immer bestimmte Absichten. Denn sie wollen die Schwächen der anderen ausnützen. Sie messen einen daran, was sie einem wegnehmen können. Daran, wie sie einen benutzen können, um zu überleben. Also, wenn Sie sich in diesen Zeiten Menschen an so einen Ort holen ...»

Deanna: «Ich hätte Ihre Gruppe nicht reinlassen sollen? Passen Sie vielleicht schon jetzt auf diesen Platz auf?»

Deanna erkennt in Rick einen Mann der Tat und ernennt ihn zum Sheriff. Später, Rick ist wieder bei seinen Gefährten, denen das alles nicht ganz geheuer ist, wird er gewarnt: «Dieser Ort wird uns schwach machen», er sei zu bürgerlich-friedlich. Und dann folgt die Pointe: «Wenn die das nicht hinkriegen», so Rick, «dann übernehmen wir den Ort einfach.» Und tatsächlich: Wenn später Zombies wie Terroristen in die Ortschaft eindringen, widersetzt sich niemand dem autoritären Zugriff durch Grimes und seine Gefährten.

Erregungsmelodie der Ära Trump

Neu im US-amerikanischen Kino ist dieses Muster natürlich nicht. In jedem Western greift der Held rigoros durch. In den Superhelden-Filmen à la «Batman» und «Captain America» wird diese Haltung verschärft ein-

gesetzt. Die *checks and balances* sind nebensächlich, autoritatives Durchgreifen wesentlich. Da mögen die Hollywoodianer noch so die Liberalen mimen, ihre auf Kommerz getrimmten Comic-Helden-Filme summten bereits die Erregungsmelodie der Ära Trump, bevor dieser Präsident war; ganz im Sinne von «Make America great again». Es sind Appelle ans Land, seine Stärke mit einer Protz-Militärmacht zu demonstrieren. Die Zombiefilme dagegen haben ihre Wurzeln in der Dekadenz. Sie sind Ausgeburten der Trash-Kultur. Ihre Helden sind, wohl nicht zufällig, von ihrer Einstellung her liberal, schwenken aber um angesichts der rätselhaften «Zombiefizierung» ihrer Nachbarn (in «Fear the Walking Dead», der Vorgeschichte-Serie). So durchlaufen sie, dramaturgisch geschickt, beide Seiten: Sie treten als Liberale an, verlieren (darüber) ihre Heimat und ziehen daraus die nüchterne Einsicht, sich nur mit starkem Durchgreifen ihr verlorenes Daheimsein «vielleicht» wieder aneignen zu können.

Deshalb bleibt ihnen nur die Familie als letzter sicherer Hort vor anonymen Drahtziehern, abstrakten Mächten, die alle nicht greifbar sind, aber sie manipulieren. Nicht umsonst ist die Familie der Kern aller TV-Serien. Auch Rick Grimes und seine «Familie» wollen sich durch den Albtraum der Unterwerfungsbedrohung nicht mehr wie Marionetten und Handlanger fühlen und greifen rabiat durch. Schlüsselbegriffen wie Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit wurde der Wirklichkeitsgehalt längst rausgelutscht, und sie verkleistern nur noch ins Undeutliche, Vage. Grimes und Co. wollen sie wieder mit Inhalten füllen. Nur wie, wenn sie alleingelassen werden und sich als «die letzten Menschen» hinter Mauern in Sicherheit bringen müssen? Ratlosigkeit als schauerlicher Albtraum. ○

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Bengalisches Blendwerk

Die kosmischen Musketiere «Guardians of the Galaxy» karriolen wieder durchs All. Sie sind eine wohltuende Alternative zu den bierernsten Superhelden des Kinos. Von Wolfram Knorr

Am Anfang waren Strichfiguren. Dann sprach der Film: «Es werde Licht», und siehe, aus den Flachfiguren wurden richtige mehrdimensionale Superhelden, die der Gravitation eine Nase drehten und im Firmament wie unter einer Zirkuskuppel heruntollten, -karriolten, -kugelten und -sprinteten, was das Zeug hielt. Das Kino liess sie in ihrem Übermut den Himmel aufreissen, gleich den ganzen Kosmos schlachten, der voll bunter, schillernder Lampions, Konfetti und Lametta hing, getarnt als Planeten, Monde, Sonnen und Spiralnebel. Das Himmelreich begann leider durch die Häufung bleierner Helden zu kollabieren und, von ihrer Bildlawine erdrückt zu werden. Die Rettung hiess Ironie. Schliesslich ist der Zauberkasten in Tat und Wahrheit eine Puppenkiste, auch wenn Batman und Co. mit grimmiger Düsternis das lange ignorierten.

Dan Abnett und Andy Lanning, die Erfinder galaktischer Lumpazivagabundi, der «Guardians of the Galaxy», haben das früh erkannt und den bierernsten Heroen ihre Juxfiguren entgegengestellt. Diese wirken, als seien sie in einer magellanschen Speedwolke ausgetüftelt worden. Als der Film unter der Regie von James Gunn 2014 herauskam, wurde er zum Überraschungshit, auch bei der Kritik, und spielte weltweit über 775 Millionen Dollar ein. Dass eine Fortsetzung folgen würde und eine dritte schon geplant ist, war so sicher wie das Amen in der Kirche. Das Verflixte bei den Sequels ist nur, dass der Vorläufer übertrumpft werden muss, um die Neugierde zu halten.

Schrägster Eklektizismus

Nun hat James Gunn, der wieder Regie führte und am Buch mitschrieb, beste Erfahrungen in der durchgeknallten Independent-Bude Troma sammeln können, in der Machwerke wie etwa «Croaked: Frog Monster from Hell» und anderes krudes Larifari produziert werden. Das ist eine prima Schule für gehobene Spinnereien. Und Gunn und seine Crew zogen in «Guardians of the Galaxy Vol. 2» wieder alle Register, um aus dem Kosmos, in dem die Wächter sich pudelwohl fühlen, ein Pop-Musical zu machen. Das wiederum nur Kino ist, und Kino ist Zirkus, Variété und Feuerzauber, ein bengalisches Blendwerk, ein Kosmos eben.

Die intergalaktischen Musketiere um Peter Quill (Chris Pratt), Gamora (Zoe Saldana), den



Beutestücke des Fantastischen.

Waschbären Rocket (gesprochen von Bradley Cooper), Baby Groot (gesprochen von Vin Diesel), Drax the Destroyer (Dave Bautista) und noch viele mehr gondeln wieder im All rum. Ein überdimensionales Monster muss getötet werden, die Sovereign People, genetisch perfekte Wesen, mischen mit, Quill trifft seinen Vater (Kurt Russell), den lebenden Planeten Ego, Gamoras Adoptivschwester taucht auf und so weiter. Es geht eben zu wie in einem galaktischen Kunterbunt. Requisiten, Kostüme, Dekor sind schrägster Eklektizismus. Man könnte meinen, da habe sich, ziemlich bekifft, der Zauberer von Oz mit Jules Verne, dem spanischen Architekten Antoni Gaudí, dem «Star Trek»-Erfinder Gene Roddenberry, dem Wiener Fantasten Ernst Fuchs und der Kitschmalerin Margaret Keane («Big Eyes») zwischen Orchideengestrüpp und Zitronenblütenwucherungen an einem riesigen Flipperautomaten bei Popmusik aus den 1970er Jahren eingefunden, um eine Space-Operette anzurühren. Alles Beutestücke des Fantastischen, von der Optik übers Dekor bis zur Tricktechnik, die natürlich auf dem neusten Stand ist. Das ist, klar, spassig – der Charme des Originals aber fehlt. Beim Ehrgeiz, den exzentrischen Paradiesvogel noch exaltierter zu machen, ging die Naivität flöten.

Songs ohne Worte

Von Peter Rüedi

Die akustische Gitarre ist das klassische Instrument für Selbstgespräche, die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Spielen. Der 1960 geborene Argentinier Dominic Miller ist ein berühmter Mann, allerdings eher ausserhalb des Jazz. Als Sideman hat er mit unzähligen Berühmtheiten gearbeitet, von Phil Collins, Donovan, Nigel Kennedy, Peter Gabriel, Rod Stewart bis zu Plácido Domingo, unter anderen. Am engsten aber ist er seit fast drei Jahrzehnten Sting verbunden. Nun hat er zum ersten Mal ein Album für ECM eingespielt, teils solo, teils im Duo mit dem Perkussionisten Miles Bould, was an ein berühmtes anderes Duo im Katalog des Münchner Labels denken lässt, das zwischen Egberto Gismonti und Naná Vasconcelos, namentlich an den Titel «Duas Vozes». Auf das bezieht er sich in seinen ausführlichen *liner notes* explizit. Gismonti habe ihn in frühen Zeiten ebenso beeinflusst wie Pat Metheny. Sting hat seinerseits für Miller eigens einen Text geschrieben, auch Paul Simon steuerte ein paar Zeilen bei. Neben seinen berühmten Beiträgen zum Rock wehe in Millers Musik «ein wundervoller Hauch von Jazz und britischem Folk». Sowie von klassischen Reminiszenzen an Debussy, Satie, Villa-Lobos oder J.S. Bach («die einzige Musik, die ich übe»).

Es sind viele Quellen, die in dieser subtilen und raumgreifenden Musik zusammenfliessen (auch die des französischen Chansons). Sie ist allerdings kein Flickenteppich von zusammengelesenen Zitaten, sondern ein atmendes, eigenes grosses Ganzes. Miller schafft Raum und Atmosphäre, das macht ihn als Sideman so begehrt. Hier lanciert er mit seiner Sparsamkeit sich selbst. Und die Fantasie des Zuhörers. In elf musikalischen Kurzgeschichten erweist er sich als ein grosser, gelassener Erzähler. In vieren ist Perkussionist Bould sein diskreter Partner, in sechs weiteren ist Miller der genannte Meister des Selbstgesprächs. Nur in einer greift er zum Mittel des *Overdubbing*: Er fügt sich auf einer zweiten Gitarre und auf einem E-Bass zu. Alle Musik stammt von ihm, bis auf Stings «Fields of Gold». Insgesamt sind diese Songs ohne Worte Musik für nachdenkliche Stunden.



Dominic Miller: Silent Light. ECM 2518 5728484



Thiel

Mohrenkopf

Von Andreas Thiel

Meier: Ich nehme einen Mohrenkopf.

Müller: Man sagt nicht mehr «Mohrenkopf».

Meier: Wieso nicht? Auf Berndeutsch sagt man sogar «Negergring».

Müller: Das ist rassistisch.

Meier: Wieso? Wie sollte man deiner Meinung nach den Mohrenkopf denn nennen?

Müller: Das heisst jetzt «Schokokuss», «Schaumkuss» oder «Schaumbombe».

Meier: Den Kopf eines Negers «Schaumbombe» zu nennen, das ist rassistisch!

Müller: Das ist nicht rassistisch, sondern entspricht der Political Correctness.

Meier: Die Political Correctness ist die Dauerwelle der verbalen Eitelkeit. Und ein Mohrenkopf macht noch lange keinen Rassisten.

Müller: Was macht denn einen Rassisten aus?

Meier: Der Rassist denkt, einer Herrenrasse anzugehören, und der Nichttrassist glaubt das nicht. Der Rassist bleibt ein Rassist, ob er nun «Schokokuss» sagt oder «Schaumbombe», und der Nichttrassist bleibt ein Nichttrassist, ob er nun «Mohrenkopf» sagt oder «Negergring».

Müller: Deine Weigerung, dich an die Political Correctness zu halten, grenzt an Alterssturheit.

Meier: Alterssturheit ist, wenn man sich weigert, zu sterben. Ich hingegen freue mich auf den Tod, denn im Himmel muss ich einem schwarzen Engel nicht «Schaumbombe» sagen.

Müller: Auch im Himmel hat alles seine Grenzen.

Meier: Wieso? Ich dachte, die Glückseligkeit sei grenzenlos.

Müller: Aber selbst Engel haben eine Schamgrenze.

Meier: Wieso? Ich dachte, Engelein seien alle nackt. Da braucht doch auch keiner ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Müller: Aber benehmen, wie sie wollen, dürfen auch die Engelein nicht.

Meier: Mit anderen Worten: Die Political Correctness ist ein Dresscode für Nudisten.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Der beste Blick

Das Zürcher Sechseläuten aus einzigartiger Perspektive; Bankprofessor heiratet Flötistin; «Tasting not Wasting» im «Baur au Lac». Von Hildegard Schwaninger

Rund um das Sechseläuten gibt es viele Einladungen, als Zünfter oder Nichtzünfter das Frühlingsfest zu feiern. Der absolute Hotspot mit dem besten Blick auf den Böög ist das «Collana», die Café-Bar auf dem Sechseläutenplatz. Wer hier eingeladen ist, hat das grosse Los gezogen. **Nicolas von Graffenried** ist Gastgeber. Er ist CEO der Commercio-Unternehmungen Zürich, Herr über sieben Gastroboterbetriebe und sieben Arthouse-Kinos. Nicolas von Graffenried entstammt zwar einem Berner Geschlecht, gehört aber längst zum Zürcher Establishment. In der Tracht seiner Zunft zur Zimmerleuten stand er im «Collana», empfing seine Gäste, fast ausschliesslich Zünfter und Frauen in Tracht sowie wenige handverlesene Freunde. Nur wer das Bündel für den Zutritt hatte, passierte die strengbewachte Sperre. Bier und Wein wurden ausgetrennt, und natürlich gab es für jeden eine Bratwurst (oder zwei).

Durch die riesige Glasfront konnten die Gäste die Verbrennung des Bööggs verfolgen, ohne russig zu werden. Schlag sieben war das «Collana» leer, der bis dahin von Zünftern besetzte Sechseläutenplatz wurde dem Volk überlassen, die Zünfter gingen auf ihre Zunftstuben, Nicolas von Graffenried begab sich ins Zunfthaus zur Zimmerleuten. Von den gefühlten tausend Zünftern, die sich hier zwischen Umzug und Abendessen stärkten, seien willkürlich zwei herausgenommen: **Domenico Blass**, der Kabaretttexter und Komödien-

autor, sass mit seinem Vater, einem pensionierten Lehrer, beide in der Handwerkertracht der Zunft zur Gerwe und zur Schuhmachern, vor dem «Collana»; sie liessen sich die Sonne auf die Nase scheinen, bevor sie ins «Savoy» zum Abendessen gingen. Der Weinhändler **Reto Vergani** («Ich bin ein echter Wiediker in der Zunft zu Wiedikon, ich lebe in Wiedikon, wurde hier geboren, habe hier meinen Geschäftssitz»), der dem «Collana» die Weine liefert, schaute vorbei. Dieses Jahr kann er das 125-Jahre-Jubiläum seiner Firma feiern. Das «Collana» über dem Opernhaus-Parking ist ein einzigartiger Ort (und vermutlich eine Goldgrube). Nicolas von Graffenried: «Der Sechseläutenplatz im Sommer, wenn die Menschen draussen sitzen – wunderschön.»

Hochzeit in feinsten Gesellschaft. Der emerierte Universitätsprofessor **Martin Janssen** (Bankprofessor, Firma Ecofin) heiratet die Flötistin **Helene Schulthess**. Die Hochzeitsfeier findet in Tiflis statt. Zwei Dutzend Gäste aus der Schweiz reisen an. Warum Tiflis? Janssen: «Wir haben viele Freunde dort. Die Georgier wissen, wie man Feste feiert.» Mehr mag Janssen zu seiner Eheschliessung nicht sagen: «Wir wollen das privat halten. Für mich stehen meine Gedanken im Vordergrund, für meine Frau die Musik, nicht wir als Personen.» Helene Schulthess gibt am 5. Mai ein Frühlingskonzert in der Kirche St. Peter. Dann – über Pfingsten – geht es ab nach Georgien.



Fast verliebt

In der Falle

Von Claudia Schumacher

Wenn in Zeiten sozialer Medien etwas schiefeht in der Liebe, dann passieren sehr merkwürdige Dinge. Vor allem in den sozialen Medien. Céline, eine jüngere Kollegin, wird gerade «gebencht», wie

man sagt. Sie klammert sich an den Gedanken, Nick sei ihr Freund. Eine Beziehungsdefinition, die er zwar nicht verneint, aber auch nicht bejaht. Er meldet sich immer mal wieder. In Abständen, so gross, dass es jeden Respekt vor Céline vermissen lässt.

Nick, Céline und ich sind alle drei auf Facebook befreundet. Ebenso wie ich dort mit meiner alten Schulfreundin Samira befreundet bin. Eine Person, die ich nicht gerade leiden kann. Zu selbstbedeutend, zu streng. Und ja, auch irgendwie zu erfolgreich, diese Anwältin, und zu dünn (hmm, klingt nach Neid, merke ich gerade). Jedenfalls: Über diese lose, virtuelle Verbindung muss Nick auf Samira aufmerksam geworden sein.

Nun ist Nick ein charmanter Kerl, der sich was auf sein Äusseres einbilden kann (und dies auch tut). Aber er ist sechs Jahre jünger als Samira. Liest man die Sprüche, die er unter



Das grosse Los: Nicolas von Graffenried.



Baldige Hochzeit: Janssen (l.), Schulthess.



Einmaliger Anlass: Küchenchef Marro.

Das Umweltbewusstsein wird immer grösser, Verschwendung ist völlig out. Ein guter Trend, den auch Luxushotels, die eine verwöhnte Kundschaft bedienen, unterstützen. So setzt sich das «Baur au Lac» unter dem Motto «Tasting not Wasting» für den achtsamen Umgang mit Lebensmitteln ein. Am 10. Mai demonstriert Executive-Küchenchef **Maurice Marro**, dass Lebensmittel, die das Verkaufsdatum (nicht das Verfallsdatum) überschritten haben, absolut genussfähig und in einwandfreiem Zustand sind. Mit seinem Team kreiert er ein Menü aus Lebensmitteln, die von der «Schweizer Tafel» angeliefert werden.

Die Schweizer Tafel ist ein Projekt der Stiftung Hoffnung für Menschen in Not mit Sitz in Kerzers. Sie wurde nach dem amerikanischen Vorbild von City Harvest und der Berliner Tafel aufgebaut und organisiert. Die Idee, auch in der Schweiz überschüssige Lebensmittel (die sonst trotz einwandfreiem Zustand auf dem Müll landen würden) an armutsbetroffene Menschen zu verteilen, stammt von **Yvonne Kurzmeyer**. 2001 eröffnete sie in Bern den ersten Standort der Schweizer Tafel, die heute in zwölf Regionen der Schweiz aktiv ist und täglich etwa achtzehn Tonnen Lebensmittel verteilt.

Zum einmaligen Event «Tasting not Wasting» im «Rive Gauche» sind rund hundert Gäste geladen, nach dem Essen haben sie die Möglichkeit, eine fakultative Spende für die Schweizer Tafel abzugeben.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

ihre Fotos schreibt, wird schnell klar: Die Frau zieht ihm den Stecker. Er steht neben sich, schreibt Sachen wie: «Dir geht's aber gut, Samira! Du kannst bestimmt klagen, haha» – Anwaltswitz, verstehen Sie? Weil Anwälte die einzigen Menschen sind, denen es gutgeht, wenn sie zu klagen haben ... brutal schlechter Scherz. Neuerdings postet Nick auch Obenohne-Bilder von sich.

Leidvolle Zeugin dieses Possenspiels ist Céline. Ich weiss nicht, ob sie überhaupt noch arbeitet. Gehe ich einmal auf Facebook, ist sie immer online. Wahrscheinlich stalkt sie Nick und Samira. Es ist ja nur natürlich für Gehörnte, sich permanent Salz in die Wunde zu streuen. Selbstredend hat Céline auch ihre Facebook-Aktivitäten erhöht. Fotos eines beneidenswerten Lebens: Céline superhappy beim Kochen mit Freunden. Céline total lustig beim Spielen mit einem Babykätzchen (keine

Ahnung, wo sie das Tier herhat). Céline sehr entschlossen im Fitnessstudio, rückwärts in den Spiegel blickend, Hintern im Zentrum. Das Komische ist nur, dass Céline in letzter Zeit immer ziemlich fertig aussieht, wenn man sie ausserhalb von Facebook trifft. Sie sagt, Samira sei gar nicht so sehr das Problem (auch wenn sie nicht aufhören kann, über sie zu sprechen). «Ein Typ wie Nick, den man tagelang nicht erreicht und der ständig die Fotos von fremden Tussis kommentiert, der ist doch sicher nicht treu!», sagt sie bitter. «Warum sprecht ihr euch nicht einfach mal aus?», frage ich verwundert. Aber da lacht Céline nur gequält und schaut mich an, als wäre ich völlig plemplem. «Wie würde ich denn dastehen, wenn ich das Ganze anspreche? Als wäre ich abhängig, das totaale Opfer.» Aha. Céline bleibt also lieber ... cool?



Unten durch

Blöder Hund

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, du liest in einer Zeitung einen Artikel mit dem Titel «Die 3 Sex-Probleme der Männer». Dich interessiert, warum die anderen Männer nur drei Probleme haben. Bei dir sind es ungefähr ein Dutzend und offenbar ganz andere. «Vorzeitige Ejakulation» kennst du zum Beispiel gar nicht. Du ejakulierst immer zum für dich richtigen Zeitpunkt, und wenn es für dich stimmt, kann es ja nicht vorzeitig sein. Vorzeitig würde bedeuten, dass du versucht hast, es zurückzuhalten, weil du auf irgendetwas gewartet hast – aber worauf solltest du denn warten? Wo ist das Problem bei diesen Typen? Verspätete Ejakulation, das wäre ein Problem! Wenn du zehn oder fünfzehn Minuten lang rummachen müsstest, bis die Ejakulation erfolgt, und nicht nur zwei: Das wäre eine echte Beeinträchtigung deines Liebeslebens. Na gut, jetzt möchtest du aber wissen, welches das zweite Problemchen deiner Geschlechtsgenossen ist.

Da steht: «Erektionsstörungen». Das wundert dich gar nicht. Wenn man beim Sex dauernd auf die Uhr schaut, weil man Angst hat, vorzeitig zu ejakulieren, hängt natürlich auch die Rute runter wie der grosse Zeiger um fünf. Eine Erektionsstörung hattest du nur ein einziges Mal in deinem Leben, nämlich als du vor der Blinddarmpoperation wegen des Beruhigungsmittels, das sie dir gespritzt hatten, eine Erektion bekamst, die dann von einer resoluten russischen Krankenschwester durch kurze, schmerzhaft Handkantenschläge gestört wurde. «Chann Arzt nicht Ihr Blinddarm schneiden, wenn Ding im Weg chist!», sagte sie – nebenbei gesagt, hätte eine Erektion deiner Grössenordnung auch noch bei einer Herzoperation ein Hindernis dargestellt. Jedenfalls ist dir das Problem, abgesehen von dieser einen Ausnahme, unbekannt, nur schon deswegen, weil es dir völlig egal wäre, wenn er mal nicht funktionstüchtig wäre. Wo steht denn geschrieben, dass die Frauen ein Anrecht auf eine Erektion haben? Gibt's da etwa eine Uno-Resolution dazu? Nein! Und eine päpstliche Enzyklika erst recht nicht. Du meine Güte, wenn's nicht klappt, soll sie sich eben selbstverwirklichen!

»» Fortsetzung auf Seite 66

»» Fortsetzung von Seite 65

Den Frauen steht doch heute eine ganze Palette von Ersatzhandlungen zur Verfügung: Yoga, Heilpraktikerinnenkurse, Lindor-Schokokugeln, Eierlikör selber machen und so weiter. Deiner Meinung nach machen die anderen Männer sich viel zu viele Sorgen. Ihr drittes Problem ist «mangelnde Lust». Da kannst du jetzt aber wirklich nur lachen. Was würdest du für einen einzigen Tag mit mangelnder Lust geben! Nein, schon für eine einzige Stunde würdest du dir eine Fingerkuppe abschneiden.

Oder meinen die Männer vielleicht «mangelnde Lust» der Frauen? Das wiederum würdest du dann sehr gut kennen. Darüber könntest du aus dem Stegreif einen düsteren Roman schreiben, der in einer trockenen, kalten Schlucht spielt, in der desillusionierte Frauen im Pyjama herumschlurfen, Kopfwehtabletten schlucken und sich Gurkenscheiben auf die Augen legen, um dich nicht sehen zu müssen. Dabei siehst du für dein Alter noch richtig gut aus, wenn du angezogen bist. Wenn du allerdings nackt bist, sieht man deine dünnen Beine und die Brustwülstchen. Deswegen knipst du, wenn eine Frau da ist, immer sofort das Licht aus, und prompt beginnt im Moment höchster Leidenschaft neben dem Bett ein Hund zu bellen, das ist der Klingelton deines Handys. Immer vergisst du, es auszuschalten, und jetzt findest du das Handy im Dunkeln nicht mehr, und die ganze erotische Stimmung ist futsch, weil im Dreisekundentakt der blöde Hund bellt. Du findest auch den Lichtschalter nicht mehr, weil du beim blinden Tasten die Lampe vom Nachttisch gestossen hast, und als du den Schalter endlich findest, ist die Frau nicht mehr da. Und einen «Moment höchster Leidenschaft» gab es auch nicht wirklich. Und das sind erst zwei deiner schätzungsweise etwa vierzehn Probleme.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Galiciens coole Albariños

Von Peter Rüedi

Galicien im Nordwesten Spaniens ist ein wildes Land. Ich erinnere mich an einen Besuch vor Jahren in der Osterwoche, wo das Flugzeug in La Coruña erst im vierten Anlauf landen konnte und nach dem Aufstieg der Weststurm uns in eine schräge Seitenlage blies. Die Menschen, die Gallegos, sind hier so besonders wie das Wetter, und die Weine auch.

Die galicische Kultur hat viel mit keltischen roots zu tun (was jeder Fussball-Fan weiss, dessen Interesse über Barcelona und Madrid hinausreicht, nämlich bis zum Klub Celta Vigo). Bei unserem Besuch in jenem fernen April lag auf den nicht allzu hohen Hügeln Schnee; die jährliche Durchschnittstemperatur beträgt vierzehn, fünfzehn Grad, und in der Appellation Rías Baixas im Südwesten der Provinz sind jährliche Niederschlagsmengen von 1300 Millimeter keine Seltenheit. Die Rías sind bis zu dreissig Kilometer tief in die Küste eingeschnittene Meeresbuchten, an deren Hängen die begehrtesten trockenen Weissweine Spaniens gezogen werden, die Albariños: kühle, lebendige Weine, frisch wie mit dem Wind vom

Atlantik herangeweht; mit einer diskreten Frucht, die auch schon mit derjenigen der Vioigner-Traube verglichen wurde – nur sind sie wesentlich weniger aufdringlich parfümiert als diese.

Der Albariño der Bodega Pazo Señorans, der die Handschrift der Weinmacherin Ana Quintela trägt, stammt aus der für die elegantesten Albariños bekannten Subzone Val do Salnés in Küstennähe nördlich der Stadt Pontevedra. Pazo de Señorans macht zwei Albariños: eine erstaunlich vielschichtige Luxusversion, den Selección de Añada (derzeit ist der oßer auf dem Markt, ein eigentliches önologisches Kunststück) – hier wollen wir uns an die Version für gewöhnliche Sterbliche halten, den Pazo Señorans 2015, eine fabelhaft frische Nase mit Aromen von Zitrus und Pfirsichen verspricht, was der Gaumen mit berausenden tropischen Assonanzen hält (Passionsfrucht, unter anderem). Gute Säure, mittlerer Abgang. Und insgesamt eine geglückte Verbindung von Geradlinigkeit und einer fast schon opulenten Ornamentik, das eine befördert durch eine eher tiefe, das andere die Folge einer eher höheren Trinktemperatur.

Sehr attraktiv in beiden Fällen, ein sehr beschwingter und inspirierender Wein, geeignet für Momente beschwingter Laune wie als Mittel zur Herstellung einer solchen. PS und übrigens: Auch südlich der Grenze zu Portugal, im nördlichen Teil der Appellation Vinho verde, tritt die Albariño-Traube auf, als Alvarinho. Sie liefert die Basis für die besten (wenn auch nicht unbedingt die typischsten) Vinho-verde-Varianten Portugals.

Pazo Señorans Albariño Rías Baixas D.O. 2015. 12,5%. Casa del Vino, Zürich. Fr. 20.50. www.casadelvino.ch

DIE WELTWOCHEN

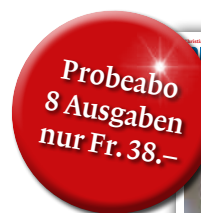
Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Auto

Entdeckungsreise: Luxemburg

Der neue Land Rover Discovery ermutigt einen, die Welt zu erkunden. Wir fangen damit in einem schmucken Kleinstaat an. *Von David Schnapp*

Gepflegte Landstrassen, blühende Bäume aller Art, stoisch weidende Kühe, dazwischen ein Dörfchen, in dem das Leben dahinflücht: Für eine gemütliche Ausfahrt bietet der Kleinstaat Luxemburg eine pittoreske Kulisse. 217 Einwohner leben hier pro Quadratkilometer (Quelle: Wikipedia), man kann sich also ganz gut aus dem Weg gehen. Staus scheint es nicht zu geben, und abgesehen davon erinnert einen der Kurzaufenthalt im Grossherzog-

tum an die Schweizer Heimat, eine Mischung aus starkem Finanzplatz und Landidylle.

Ich war nach Luxemburg gereist, um den neuen Land Rover Discovery kennenzulernen. Der «Entdecker» des britischen Automobilherstellers ist ein Klassiker im Segment der grossen, familien- und offroadtauglichen Fahrzeuge und wurde eben neu aufgelegt: Aus dem bisherigen Kastenwagen ist ein Designstück entstanden, das nicht mehr ganz so charakteristisch aussieht, dafür aber besser ins Markenportfolio passt. Geblieben sind gestalterische Eigenheiten wie das hinten leicht ansteigende Dach, das den Passagieren in der optionalen dritten Sitzreihe mehr Kopffreiheit gewährt, oder das asymmetrisch angeordnete Nummernschild am Heck.

Geblieben sind auch die aussergewöhnlichen Fähigkeiten des Fahrzeugs abseits befestigter Strassen. Um das zu demonstrieren, haben sich die Abenteuerprofis von Land Rover in einer Untertagmine eingemietet: Tief im inneren Dunklen des Bergs, wo das Unternehmen

TKDZ Kalk und Magnesium aus dem Gestein sprengt, fahre ich dank Untersetzungsgetriebe, verstellbarer Luftfederung und Offroad-Elektronik fast mühelos über grosse Steinhäufen, die Achsen ziemlich verschränkt. Treppen erklimmt der 2,3 Tonnen schwere Discovery ebenso selbstverständlich, wie er durch bis zu 900 Millimeter tiefes Wasser fahren kann.

Abenteuer Familie

Nun könnte man einwenden, dass die meisten Besitzer eines Land Rover Discovery nicht durch Untertagminen fahren. Das ist natürlich richtig, aber dass es möglich ist, sagt auch etwas über die Qualität dieses Autos aus. Selbst wenn es ziemlich schräg im Gestein steht, lassen sich die Türen noch öffnen, was durchaus ein Gütesiegel ist, denn es demonstriert die hohen Anforderungen an die Verwindungssteifigkeit der Karosserie.

Wem die eigene Familie Abenteuer genug ist, der findet im Discovery ein vielseitiges Auto mit Platz für bis zu sieben Personen – ohne Gepäck allerdings. Optional sind die sieben Sitze vollautomatisch elektronisch und einzeln versenkbar. Eine kleine herablassbare Brücke im Heck dient als Sitzbank, falls die schmutzigen Stiefel nach dem morgendlichen Ausritt gewechselt werden wollen. So ein Land Rover ist irgendwie typisch britisch: immer bereit fürs Grobe, aber bitte mit Haltung.

Land Rover Discovery TD6 First Edition

Leistung: 258 PS (190 kW); Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 209 km/h
Preis: Fr. 93 600.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Gast das Weinglas zum Anstossen erheben, wenn der Gastgeber dies vergisst und der Teller schon zur Hälfte leer gegessen ist? *Walter Bieri, Bärswil*

Eigentlich nicht, genauso wie man sich nicht selber einschenken sollte. Um diese doch sehr unangenehme Situation zu entschärfen, empfiehlt sich ein Gespräch über den Wein – also etwa; woher er kommt oder warum er gerade zu diesem Essen passt. Falls es dann immer noch zu keinem erlösenden «Cheers» kommt, ist die Bahn frei, das Wort zu ergreifen, dass man den Wein jetzt gerne probieren möchte. Apropos Anstossen: Nicht in jedem Land ist es übrigens – wie bei uns – üblich; anzustossen. *Chandra Kurt, Wein-Publizistin*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Pascha Recep herrscht jetzt alleine über 80 Millionen Untertanen und die grösste Armee in Europa.» *Martin Strauss*

Frage der Zeit

Nr. 16 – «Abschied von falschen Hoffnungen»; Wolfgang Koydl zum Türkei-Referendum

Ungeheuerliches geschieht am Bosphorus, vor unseren Augen. Die Türkei verwandelt sich von einem modernen Staat, 1923 vom letzten Pascha, Kemal Atatürk, gegründet, in eine Diktatur. Das Programm von Recep Tayyip Erdogan ist seit 1994 bekannt: «Minarette, die unsere Bajonette sind. Moscheen, die uns als Kasernen dienen.» Für diese Aussagen wurde Erdogan der «Volksverhetzung» beschuldigt und ging damals einige Monate ins Gefängnis. Als Wahlsieger will er den Islam stärken und die Todesstrafe einführen (Endziel Scharia?). Seine Partei, die AKP, ist klar islamistisch. Und was macht die EU? Sie zeigt, dass sie in Krisen nur eine Sammlung heterogener Nationalstaaten ist, die mit sich selbst beschäftigt sind. Na dann, Prost auf Pascha Recep! Er herrscht jetzt alleine über achtzig Millionen Untertanen und die grösste Armee in Europa. *Martin Strauss, Ormalingen*

Kennen Sie den Unterschied zwischen Erdogan und der EU? Erdogan kann man wieder abwählen – was nur eine Frage der Zeit ist –, aber die EU-Bürokraten nicht! *Josef Pelc, Ennetbaden*

Selbstbestimmung und Souveränität

Nr. 16 – «Befreiungsschlag»; Wolfgang Koydl über Theresa May

Die Premierministerin hat seit Beginn ihrer Amtszeit eine bewundernswerte Gradlinigkeit, eine klare Haltung, überzeugende Argumentation und Zuverlässigkeit gezeigt. In Grossbritannien ist das Parlament zum Glück nicht so eindeutig und klar gegen das Volk wie in der Schweiz. Theresa May ist sehr intelligent und hat realisiert, dass sie sich nicht voll auf die Parlamentarier verlassen kann. Sie musste den Schritt der vorgezogenen Wahl wagen. Das britische Volk, welches – wie überall – zu Recht den meisten Politikern misstraut, will und soll keine demütigende, zynische Bevormundung seitens der undemokratischen EU akzeptieren und hängt an der Selbstbestimmung und Souveränität. *Bernhard Züger, Altendorf*

Trumps Wall-Street

Nr. 16 – «Wir haben keine andere Wahl»; *Weltwoche*-Rubrik «Trumps Woche»

Trump macht deutlich, dass Führung in der Wirtschaft nicht einfach auf präsidiale Politik übertragen werden kann. Trump wechselt sein Personal nach Belieben aus, macht oligarchisch Familienmitglieder zu wichtigsten Beratern,

feuert nach Belieben, wechselt seine Strategien täglich und macht Kehrtwenden von einer Woche auf die andere. Er greift mit Cruise-Missiles an, als wollte er – bildlich gesprochen – seine Aktienkurse in die Höhe treiben und erinnert damit stark an die Volatilität an der Wall Street der Spekulanten. Doch in der Politik gilt es, hartnäckig Mehrheiten zu schaffen, die eigene Partei, Parlament und Souverän konsequent und nachhaltig zu überzeugen, den Konsens auf allen Ebenen zu suchen und zu finden, glaubwürdig mit wahrnehmungstarken Standpunkten und Werten zu kommunizieren – immer mit dem Risiko, nicht mehr gewählt zu werden. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Volkes Stimme

Nr. 16 – «Trump, Hitler»; Editorial von Roger Köppel

Volkes Stimme bescherte der NSDAP bei den beiden Reichstagswahlen von 1932 einen Anteil von 37 und 33 Prozent. Reichspräsident von Hindenburg sieht sich nach dem Kürzestintervall von von Schleicher genötigt, Hitler als Reichskanzler einzusetzen. In der Reichstagswahl vom März 1933 konsolidiert das deutsche Volk seine Intention mit 43,9 Prozent zugunsten der NSDAP. Das darauf folgende Ermächtigungsgesetz – eines von zahlreichen seit 1914 – wurde vom Parlament mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit verabschiedet. Rechtsbruch? Oligarchische Hegemonie oder Despotie? Mitnichten. *Jules Wüest, Mauensee*

Salat ohne Dressing

Nr. 15 – «In der Zwischenwelt des Fussballs»; Thomas Renggli über den Transfermarkt

Medial scheint im Sport nur der Fussball oder Hockey zu existieren. Was die Tschütteler auf dem Rasen zumal zeigen, ist langweilliger als Salat ohne Dressing – immerhin steht ein Stürmer zufällig zur rechten Zeit am richtigen Platz, um mit einer pfannenfertigen Flanke eines anwesenden Verteidigers das Leder mal im Kasten zu versenken! Leider sind Sportarten auf höherem IQ-Level für Medienvertreter nicht zumutbar. Zum Beispiel läuft gegenwärtig die Snooker-WM im britischen Sheffield – eines der interessantesten Spiele überhaupt! Noch nie gehört? *Heinz Sollberger, Dübendorf*

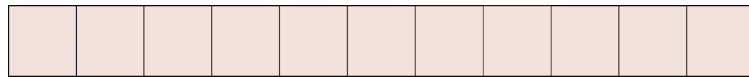
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27					28		29		
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39							40					41		
				42					43					
	44							45				46		



Lösungswort — Wenn Engel Pflanzen giessen
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Welch ein Körper, total anziehend, und dann das pure Gegenteil. 5 Prachtvolle Architektur in Granada - ein maurisches Erbe. 11 Jene Palmer als Esther Liebermann in The Boys from Brazil. 12 Leonhards Variation in England. 13 Ein so genanntes Brötchen. 16 Lethargisch oder gar apathisch. 19 Für den Dichter erdschwer. 20 Sie haben eine Schichtung, sagen Geologen. 21 Den Sitzstreik kennen wir seit den 60er-Jahren. 22 Bestimmte Tage kannten Römer unter jenem Namen. 23 Population einer Art. 25 Was im Wallis beginnt, endet fliegend im Mittelmeer. 26 Solche Leute nennt man dann oft auch so. 27 Landbesitz-System aus dem kolonialen Indien. 28 Manche sind geheimnisvoll, andere aber gar nicht toll. 30 Gehört zum Leben – so ist es eben. 32 Die Beate ist gewieft in Sachen Sex. 34 Da rast er und will sein Opfer haben, dichtete Schiller. 35 Berufsdeutsch: gehobener Restaurationsangestellter. 39 Eine tolle Knolle, eine aus Asien. 40 Bei ihr geht es um viel Zeit. 41 Eine Königin aus dem Nibelungenlied. 42 Ehre und Profit, so ein Sprichwort, haben nicht im gleichen Platz. 43 Weit im Osten stösst man auf jene Bundesrepublik. 44 Wie Brontes und Steropes einer der Zyklopen. 45 Sie kann ein inneres Licht zum Leuchten bringen. 46 Das Präfix lässt alles dreifach erscheinen.

Senkrecht — 1 Kein WUST mehr, aber weiterhin ziemlich verwirrend. 2 Steckbrief: Portugiese, Seefahrer, Indien. 3 Klagende Tristesse mit erlesener Finesse. 4 Ein Schweiger, der aber auch reden kann. 5 Könnte gut sein, dass wir ihm gegenüber fremdeln. 6 Eigenschaft des Wetters, die wir zu schätzen wissen. 7 Es gibt nur es und das Leere, wusste schon Demokrit. 8 Er wirkt namentlich erhellend, doch es ist nur Schein. 9 Kommt nach jahrelanger Arbeit dann ohne Arbeit. 10 Gespür für dies und jenes, je nach Ausrichtung. 14 Erleiden oder dann konservieren. 15 Sie sind treue Begleiter der Köche. 17 Akute Infektionskrankheit - Achtung bei Kindern! 18 Schmeckt nussig, das Produkt aus historischer Ölpflanze. 20 Einst war sie betörend, heute ist sie eher störend mit ihrer penetranten Heulerei. 23 So möchten Draufgänger sie und sie das Pferd. 24 Albert, Burgenforschung war sein Ein und Alles. 25 Die Salatpflanze im Trend ist kaum mehr unter ihrem alten Namen bekannt. 27 Afrika: pflanzenfressende Verwandte der Pferde. 29 Das Opfer vergisst nicht so schnell wie er. 31 Ärgerlich oder verwerflich, da passt beides. 33 Das irische Concert bei gleichnamigem Castle. 36 Was der Masticha für Bulgaren, ist er für Türken. 37 Was Charlotte Gainsbourg zu jener Nacht sagte. 38 Klingt paradox: rein und doch vermischt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 514

	O	R	A	K	E	L		M		I	G	I	T	T
A	R	O	S	A		I	N	E	S		E	S	R	A
G	A	N	S	U		F	E	S	T	E	S	S	E	N
N		G	E	M	U	E	T	S	A	R	T		N	G
I	D	O	L		F		T	E	R	R	A	S	S	E
	H			R	O	J	O		T	O	E	T	E	N
M	O	M	B	A	S	A		G	E	R	N	E		T
	F	E	E	T		H	E	I	N		D	I	M	E
K	A	L	L	I	G	R	A	F		E	N	G	E	
O	R	K	A	N	E		R	U	I	N	I	E	R	T
K		E	M	E	R	I	T		B	A	S	R	A	
A	R	N	I		T		H	A	N	K		N	K	R

Waagrecht — 1 ORAKEL 7 IGITT 12 AROSA 13 INES (Sein) 16 ESRA 17 GANSU 18 FESTESSEN 20 GEMUETSART 22 NG 23 IDOL 25 TERRASSE 27 ROJO (span. f. rot) 29 TOETEN 30 MOMBASA 33 GERNE (-gross) 34 FEET (engl. für Füsse, foot ist auch ein Längenmass) 35 HEIN(-e) 37 DIME 39 KALLIGRAF 41 ENGE 42 ORKANE 43 RUINIERT 45 EMERIT 46 BASARA 47 ARNI 48 HANK 49 NKR

Senkrecht — 1 ORA (it. f. Stunde) 2 RONGO 3 ASSEL 4 KAUM 5 LIFE (engl. f. Leben) 6 MESSE 8 GESTAENDNIS 9 ISS (kurz f. International Space Station) 10 TRENSE (Sterne) 11 TANGENTE 12 AGNI 14 NETTO 15 STARTEN 19 ERROR (engl. f. Irrtum) 21 UFOS 24 DHOFAR 26 STEIGERN 27 RATINE 28 JAHR 31 MELKEN 32 BELAMI (franz. bel ami f. gutaussehender Freund, Buchtitel v. Maupassant) 33 GIFU 36 EARTH (engl. f. Erde) 38 MERAK (Marke) 39 KOKA 40 GERT 41 ENAK (Akne) 44 IBN (Sohn, Teil v. arab. Personennamen)

Lösungswort — ENGLAENDERIN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

ICONIC



THE NAVITIMER

SINCE 1952


GÜBELIN
JUWELEN • UHREN


BREITLING
1884